

Universitätsbibliothek Wuppertal

Römische Briefe

Schlözer, Kurd von
Stuttgart, 1913

1866

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5232](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5232)

1866

Berlin, 13. Januar 1866.

Gestern speiste ich bei Arnims (Boizenburg); abends Tee bei der Königin mit Ligne und Radziwills.

Es war nahe daran, daß ich heute zurückexpediert wurde, weil Wichtiges für Florenz vorlag. Bismarck hat aber — zum Erstaunen der Geheimräte — die Rücksicht genommen, mich noch hier zu lassen und einen Feldjäger zu schicken. Er hat gemeint: „Ich glaube nicht, daß Schlözer gern Tag und Nacht reisen wird; also kann er noch hierbleiben.“ Heute wurde bei Eulenburg mit Prinz Friedrich Karl und seinem ganzen Stabe viel, viel Sekt getrunken.

Vorgestern abend Soirée musicale beim König. Montag abend kleiner Tee bei der Königin. Sonntag zwei Stunden beim Kronprinzen und Kronprinzess.

Gestern abend bei Bismarck, sehr gute Zigarre mit ihm geraucht. Heute abend nochmals bei ihm.

Rom, Sonnabend, 27. Januar 1866.

Den Sonnabend brachte ich in Wien bei Werthers zu, dampfte Sonntag früh weiter über den Semmering, Nabresina, Padua nach Florenz, wo ich den ganzen Tag mit dem netten Asedom verlebte.

Gestern früh langte ich in Rom an. Hier ist wunderbares Mainvetter. Alle Fenster meiner Wohnung sind geöffnet, die weite Landschaft grüßt mich mit ihren malerischen Ruinen im zartesten Morgenrot.

Es gibt nur eine Campagna!

Der Präsident Debrosses, der ein sehr feiner, geistreicher Kopf war, dachte freilich anders darüber. „Savez-vous,“ schreibt er, „ce que c'est que cette campagne fameuse? C'est une quantité prodigieuse et continue de petites collines stériles, incultes, absolument désertes, tristes et horribles au dernier point. Il fallait que Romulus fût ivre quand il songea à bâtir une ville dans un terrain aussi laid.“

In so empörender Weise wurde die gute Campagna Anno 1739 verleumdete.

Rom, 21. Februar 1866.

Die Tage nach der Ankunft hatte ich schrecklich viel zu tun und eine Menge amtlicher Geschäfte zu erledigen, die auf meine Ankunft gewartet hatten. Dazu kam, daß ich den jungen Erbprinzen von Weimar vorfand, der sich hier seit November v. J. als Graf Ettersburg aufhält und von der Königin (seiner Tante) mir dringend ans Herz gelegt war. Er ist jetzt nach Neapel gereist. In seiner Begleitung befindet sich Professor Runo Fischer aus Jena, dessen Bekanntschaft mich sehr interessierte.

Bei dem fortgesetzten Frühlingswetter bin ich, trotz der Geschäfte, eigentlich den ganzen Tag im Freien, denn mein Schreibtisch steht so dicht am offenen Fenster, daß ich, selbst beim Arbeiten, mich in der frischen Luft befinde.

Gestern hatten wir ein sehr amüsanter Diner bei Hohenlohe (dem Großalmosenier des Papstes) im Vatikan, mit Monsignor Graf Lichnowsky, Kanonikus des Hochstiftes zu Olmütz (Bruder des 1848 ermordeten Fürsten Felix Lichnowsky), und Liszt, der bei Hohenlohe wohnt und wieder wunderbar spielte. Vor dem Essen zeigte Hohenlohe uns die päpstliche Münzen- und Medaillensammlung, die fast alle papalen Medaillen von Martin V. (Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) bis auf unsere Tage enthält. Als wir in die Gegend Gregors XIII. kamen, der 1572 auf die Pariser Bluthochzeit eine Verherrlichungsmedaille prägen ließ, suchte ich sofort dies Rabinett-

stüß, entdeckte aber eine Lücke, woraus ich sah, daß man sich jener Tat jetzt schämt. Ich unterließ aber nicht, Lichnowsky auf diese Lücke aufmerksam zu machen, und er ist ein viel zu amüsanter Mensch, als daß er nicht sofort den Münzmeister beauftragt hätte, die verborgene Bartholomäus-Medaille aus ihrem Versteck herauszuholen.

Liszt studiert jetzt hier seine Dantesymphonie ein, die in den nächsten Tagen zur Aufführung kommen soll. Es ist, wie alle seine Sachen, volle Zukunftsmusik, die den Italienern nicht so recht ins Ohr gehen will. Er hat daher viele Mühe mit dem Einstudieren, und die Musiker sagen: „Non si capisce niente.“

Das Haus Meyendorff, wo ich so viel verkehrte, wird sich nun wohl leider bald schließen, da er wahrscheinlich binnen kürzester Zeit wegen eines heftigen Auftrittes mit Pio IX. am 26. Dezember v. J. abberufen werden wird.

Einen brillanten kostümierten Ball gab Borghese während des Karnevals, wenige Tage nach meiner Rückkehr. Der Luxus und Geschmack, der sich dort entwickelte, verlieh dem Fest einen besondern Reiz. Viele Kostüme nach Familienbildern aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert: ein Malatesta, ein Bolognetti-Cenci, der Duca di Sora, der Principe Santa Croce erschienen in damaliger malerischen Tracht. Fünf Damen hatten einen eigenen Kommissionär nach Paris geschickt, um von dort ihre Kostüme zu beziehen. Letztere trafen am Tage vor dem Ball in Civitavecchia ein, fanden aber bei der dortigen Douane solche Schwierigkeiten, daß die fünf Unglücklichen bis zwei Stunden vor Beginn des Balls nach in Ungewißheit schwebten, ob sie ihre teuer erkauften Kostüme erhalten würden. Im letzten Moment kamen diese noch an und waren natürlich Gegenstand allgemeinsten Interesses.

Rom, 27. März 1866.

Schon im vorigen Jahre glaubte ich, daß der Fremden-trubel nicht größer werden könne als damals zu Ostern;

aber ich habe mich geirrt; in diesem Jahre geht es hier doch noch toller her als Anno 1865. Die Menschen kommen zu Hunderten; darunter viele Landsleute, von denen ein jeder etwas aufzufinden weiß, was Arnim, mich oder unsern Kanzlisten in Tätigkeit setzt.

Ich machte kürzlich eine ganz reizende Tour mit Lichnowsky nach Perugia, Foligno, Spoleto, Assisi, von der ich wieder unvergeßliche Eindrücke mitgebracht habe. Je mehr man von diesem wunderbar schönen Land sieht, desto lieber wird es einem. Jede Stadt, der kleinste Flecken, ein jedes italienische Mölln, Wittenberge, Raseburg hat seine schöne interessante Kirche, seine schönen Gemälde, irgendeinen interessanten Palazzo und daneben die schönsten Landweine, Mandeln, Feigen, Fische, Wallnüsse, Öl, kurz alles, um selbst einen Gourmet wie Lichnowsky an den Fasttagen zufrieden zu stellen.

Heute früh ist Frau Passini, die Tochter Warschauers, hier gestorben; das ist nun schon die zweite Tochter, welche die Bedauernswerten innerhalb zwei Jahren verlieren.

Eine Anzahl sehr angenehmer Reisender verschiedener Art (z. B. die Fürstin Sanguszko mit ihrer reizenden Tochter) nehmen meine Zeit jetzt sehr in Anspruch: Landpartien, Soireen, Diners. Was ist das Leben hier schön! Zumal jetzt, wo die Luft mit Drangenduft erfüllt ist und die ganze Natur ihre glänzendste Frühjahrspracht entfaltet.

Rom, 2. Juni 1866.

Wir richten uns hier allmählich zum Sommer ein. Von der Hitze spüren wir freilich noch nichts, aber die Fremden ziehen ab, und die sommerliche Stille senkt sich auf Roms Straßen.

Anfang Mai machte ich mit meinen französischen und österreichischen Kollegen eine Partie nach dem Schlosse Caprarola, einer Besitzung des Königs Franz, welches der Kardinal Alexander Farnese im sechzehnten Jahrhundert durch den berühmten Architekten Vignola in einer der schönsten Gegenden

der Campagna aufführen ließ. Es ist jetzt, wie alle Besitzungen der Bourbons, verödet; nur selten kommen Reisende in diese verlassenene Gegend, um die schönen Fresken zu bewundern, die an den Wänden und Böhlungen der hohen Säle die Großtaten der Farnese verherrlichen.

Vor acht Tagen war ich mit einer russischen Damen- und Herrengesellschaft (Bobrinskys, Stroganoffs, Tolstoy) im Schlosse Bracciano, einem Prachtbau des Mittelalters am See gleichen Namens, wenige Tage später mit Tolstoy und dem Principe Teano in Cisterna, einem Gut des letzteren, am Eingang der Pontinischen Sümpfe, wo die Briganten so heftig sind, daß wir immer mit einem Gefolge von 12 bewaffneten Forstwärtern und päpstlichen Gendarmen ausreiten mußten. In der Nähe liegt das melancholisch-romantische Ninfa, eine Ruinenstadt, die von ihren Bewohnern im vierzehnten Jahrhundert, nach dem schwarzen Tod, verlassen ist und deren Thürme, Mauern, Häuser und Kirchen jetzt malerische Ruinen sind, von jahrhundertealtem Efeu umrankt.

Rom, 24. Juni 1866.

Dein Geburtstag naht, meine teure Mutter, und an dem Tage möchte ich nicht bei Dir fehlen, um Dir meinen herzlichsten Glückwunsch zu sagen und Dir von neuem auszusprechen, wie tief ich von dem Gefühle durchdrungen bin, daß ich Dir und unserm teuren Vater die Grundlage alles dessen verdanke, was bisher das Glück meines Lebens gebildet hat, und wie ich mir keine Zukunft denken kann, in der mich die Überzeugung verlassen sollte, daß Eure Liebe der eigentliche Glücksstern meines Lebens gewesen ist.

Wenn ich Dir von diesen Gefühlen seit meiner Abreise seltener als gewöhnlich äußere Beweise gab, so suche dafür, ich bitte Dich herzlichst, eine freundliche Entschuldigung in der innern Anruhe, in der ich hier im Vorgefühl der politischen Ereignisse Wochen und Monate verlebt habe.

Es ist schwer, in der Fremde zu sein, wenn so ernste Dinge in Deutschland vorgehen!

Rom, 1. August 1866.

Daß meine Gedanken jetzt meist in der Heimat sind, brauche ich nicht erst zu sagen. Wieviel habe ich meines guten Bruders gedacht, der durch den Krieg in solche Trauer versetzt ist. Gottlob, daß wenigstens Schöninghs Verwundung, wie Du schreibst, nur eine leichte ist!

Es ist eine schwere Zeit für den einzelnen wie für das Ganze.

Rom, 20. September 1866.

Vor drei Wochen reiste Frau von Arnim nach Deutschland, und acht Tage darauf folgte ihr der Gatte; sie gedenken Ende künftigen Monats hier wieder einzutreffen.

Hier leben wir in Erwartung der Dinge, die für die nächsten Monate über das Papsttum verhängt sind. Die Franzosen werden uns ohne Zweifel bis zum Dezember verlassen. Einstweilen steht alles den Ereignissen ratlos gegenüber. Der Papst verläßt sich ganz auf den Schutz des Himmels und tut nichts. Inzwischen stockt hier alles, in den Finanzen herrscht eine Geldverlegenheit, aus der kein Ausweg zu finden ist. Nun, das Jahr 1866 hat noch drei volle Monate, und die nächste Zeit wird uns vielleicht noch wunderbare Dinge aufstischen. Wenn die Welt einmal in eine so riesige Bewegung gebracht ist, so darf man auf vieles gefaßt sein.

Rom, 13. Oktober 1866.

Die große Umwälzung, die seit dem 3. Juli d. J. in Europa eingetreten ist, macht sich auch in Rom fühlbar: nur wenige Europäer und Amerikaner werden dies Jahr Mut und Lust haben, sich hier niederzulassen. Vielleicht kommen einige Engländer in der Hoffnung, einer Katastrophe beizuwohnen. Pferde und Lazarettgegenstände der Gallier werden schon verkauft.

Eine tragische Erscheinung bildete für Rom acht Tage hindurch die Kaiserin Charlotte von Mexiko, welche hier in voriger Woche irrsinnig wurde. Sie litt schon seit längerer Zeit an einer Monomanie, der Furcht, vergiftet zu werden.

Montag voriger Woche kam die Krankheit zum Ausbruch. Die Unglückliche hatte seit zwei Tagen nichts genossen, weil sie alle Speisen im Hôtel de Rome, welches sie bewohnte, für vergiftet hielt. Bei einer Ausfahrt am Sonntag hatte der Hunger sie so überwältigt, daß sie in einer kleinen Straße den Wagen verließ, sich bei einer Händlerin einige Maronen kaufte und damit dann in den Wagen zurückstieg, um sie dort in der Stille zu genießen.

Am Montag früh 8 Uhr erschien sie beim Papst, um ihm ihr Leid zu klagen. Der alte Herr war auf diesen Frühbesuch einer Dame gar nicht vorbereitet, hatte außerdem für den ganzen Vormittag Audienzen und Konferenzen angesetzt. Die Arme wollte sich aber nicht abweisen lassen und wurde in die kleine Privatbibliothek des Papstes geführt. Hier erschien Pio Rono nach einiger Zeit, ließ die Kaiserin sich ausklagen und bestellte ihr dann ein Frühstück, welches die Kranke gestärkt hat. Als der päpstliche Kammerdiener die Speisen auftrug, hat die Kaiserin ihn aber doch scharf angesehen und gefragt: Ob er auch Gift hineingetan habe? Der arme Mensch, dem die ganze Situation dunkel war, hat nicht gewußt, was antworten. Bis zum Abend blieb Charlotte im Vatikan; dann überredete man sie, nach dem Hotel zurückzukehren. Hier angekommen, überfiel sie solche Furcht, daß sie sofort umkehrte, in den Vatikan zurückeilte, dort Monsignor Borromeo (Oberhofmeister Seiner Heiligkeit), der schon halb entkleidet war, sprechen wollte, um vor den Papst zu gelangen. Letzteres war ganz und gar gegen die Etikette des Vatikans; aber ein Schlafzimmer ließ Borromeo der Kaiserin doch einrichten.

Das war am Montag. Ebenso ging es Dienstag und die folgenden Tage. Der arme alte Papst hatte keine Ruhe vor

der Kranken, die allein in ihn Vertrauen setzte. Sie ging in ihren Ansprüchen so weit, daß sie bei einem Frühstück, welches sie gemeinschaftlich mit dem Heiligen Vater einnahm, ihr Brot in seine Milch tauchen wollte; das scheint ihm aber doch etwas zu stark gewesen zu sein, und er soll sich das verbeten haben. Dagegen mußte er ihr seinen Becher schenken, da sie sich fürchtete, fremde Gläser zu gebrauchen; den Becher nahm die Kranke mit und trat später auf dem Petersplatz an eine der schönen Fontainen, um ihn dort zu füllen.

Bei Antonelli hat die Kaiserin vier Stunden gegessen, ihm geklagt, sie wolle Krone, Diamanten, ihren ganzen Besitz opfern, wenn ihr Sicherheit des Lebens gewährt werde. Ihr Arzt, ihr Sekretär und ein Kammerdiener seien so gefährlich, daß sie wünsche, diese Menschen zu internieren. Antonelli hat natürlich die härteste Strafe für die Genannten in Aussicht gestellt, alle drei wurden dann in einem anderen Hotel untergebracht, und so gewann die Kaiserin die Überzeugung, daß die Giftmischer in schweren Ketten schmachteten.

Am 9. Oktober ist die Unglückliche mit ihrem Bruder, dem Grafen von Flandern, der hierher telegraphiert war, und in Begleitung zweier Nonnen, zu denen sie Vertrauen hegte, nach Miramare abgereist. Man hat in ihrem Schlafzimmer ein Duzend Gegengifte gefunden, die sie wohl schon seit Wochen in kleinen Dosen gebraucht hat. In ihren stundenlangen Selbstgesprächen soll der Name „Louis Napoleon“ häufig vorkommen. Gegen den Galantuomo scheint sie starke Malice zu fühlen. „Pasquino“ sagte schon vor zwei Jahren, als das Kaiserpaar hier anlangte, um sich in sein abenteuerliches Kaiserreich zu begeben:

Massimiliano, non ti fidare

Del „Timeo Danaos“ ti ricordare

Torna al Castello di Miramare!

Anfangs November wird hier König Ludwig von Bayern erwartet. Als kürzlich jemand dem Herzog von Semoneta sagte, es sei doch eine Glorie für den Papst, alle diese Fürsten

und Fürstinnen nach Rom pilgern zu sehen, wo sie sich vor Seiner Heiligkeit beugten — antwortete Sermoneta mit sarkastischem Seufzer: „Sono gli ultimi vetri della lanterna magica.“

19. Oktober.

Gestern hatte ich einen Brief von meinem Freunde Odo Russell, der mir annonciert, daß eine ganze Kolonie von englischen Staatsmännern herkommen will, um zu sehen, wie sich im Dezember die Geschichte des Papsttums gestalten wird. Gladstone, Clarendon, Granville, Argyll, Cardwell, Palmer, Grey werden hier alle am 13. und 15. Dezember auf dem Corso spazieren gehen, um zu sehen, wie die Ewige Stadt sich ohne die gallische Garnison und ohne die Tricolore ausnehmen wird, unter deren Schutz sie sich siebenzehn Jahre hindurch so sicher gefühlt hat.

Auch Franz II. und Königin Maria von Neapel denken jetzt an die Abreise. Sie hatten gehofft, bei den jüngsten österreichisch-italienischen Friedensverhandlungen gleich den übrigen vertriebenen italienischen Fürsten berücksichtigt zu werden. Da sie nicht Habsburger sind, hat Kaiser Franz Josef sich nicht veranlaßt gefühlt, ein gutes Wort für sie einzulegen. Man ist daher im Palazzo Farnese wütend auf Österreich. Noch in den letzten Tagen des Juni dieses Jahres glaubte man dort und im Vatikan, daß innerhalb vierzehn Tagen Benedek in Berlin und Erzherzog Albrecht in Florenz stehen würde; so hatte Hübner prophezeit; dann sollte Deutschland, Italien und eigentlich die ganze Welt wieder auf den Standpunkt vor 1848 zurückgebracht werden. Als aber Monsignor Berardi am 4. Juli abends dem kranken Antonelli die Nachricht von Sadowa brachte, rief die Eminenz zitternd aus: „Casca il mondo!“

Rom, 10. November 1866.

Es treffen hier doch mehr Fremde ein, als ich ursprünglich glaubte. Auch der Porträtmaler Gustav Richter mit seiner

Frau, gebornen Meyerbeer, befindet sich hier. Er speiste vorige Woche bei mir mit Liszt, der nach Tisch unvergleichlich schön — zu Ehren der Tochter Meyerbeers — über Akt IV der „Hugenotten“ phantasierte.

Rom wird jetzt mit jedem Tage interessanter. Jeder Mensch hat das dunkle Gefühl, daß wir dicht vor einer Weltkatastrophe stehen.

Kürzlich verlebte ich zwei Tage mit Lichnowsky bei Cardinal Hohenlohe in seiner schönen Villa d'Este in Tivoli. Wenn man in die Hofhaltung eines solchen Kirchenfürsten sieht und die Verehrung betrachtet, die ihm von allen Gläubigen entgegengebracht wird — dann fragt man sich unwillkürlich, ob all diese Herrlichkeit auch gesichert ist gegen die Stürme, welche über den Kirchenstaat hereinzubrechen drohen.

Der brave Giacomo Antonelli, den ich noch kurz vor Arnims Rückkehr besuchte, war nach einer längeren Krankheit wieder ganz wohl und verschafft sich durch den unschuldigen Genuß von Eselsmilch — wie er mir triumphierend erzählte — die nötige Kraft, — vielleicht um beim ersten Schuß sofort durchzubrennen. Denn er ist hier politisch gehaßt wie keiner. Ich habe mir deshalb auch von ihm die anliegende Photographie mit seiner Unterschrift erbeten.

Heute früh ist unser alter Dr. Allers gestorben.

Rom, 17. November 1866.

Mehr und mehr Fremde treffen ein, ganz wie in früheren Jahren — ein Leben und Verkehr, als ob die Franzosen gar nicht abmarschieren wollten, die Italiener nicht daran dächten, das Kapitol zu besetzen.

In der vorigen Woche langte der alternde König Ludwig von Bayern an und bezog seine malerische Villa Malta. Die Anwesenheit dieses Mäzens berührt vor allem die Künstlerkreise.

In der Gegend des Marcellustheaters, auf dem sich im Mittelalter das Schloß der Savelli erhob (jetzt den Orsini

gehörig) liegt in der kleinen, engen Via dei Savelli ein Weinhaus mit der Inschrift: *All' antica e rinomata osteria della Campana*. Dort soll Goethe seine Abende zugebracht und die Bekanntschaft der Schönen gemacht haben, die in seinen römischen Elegien vorkommen.

Lord Clarendon ist hier und macht dem Papst und den Kardinälen seine Besuche, um sich als großer Staatsmann aufzuspielen. Er bringt aber in seinen Unterhaltungen mit anderen Menschenkindern so viel Trivialitäten zum Vorschein, daß er in diplomatischen Kreisen als Schaumschläger entlarvt ist. Um über die römische Frage mitreden zu können, genügt es wahrhaftig nicht, drei Wochen an der Piazza di Spagna im Hôtel Serny gewohnt zu haben.

Liszt sehe ich nach seiner Rückkehr recht häufig. Vorigen Montag besuchte ich ihn in seinem Kloster auf Monte Mario, seinem Sommerquartier. Als Hohenlohe Kardinal wurde und seine Wohnung im Vatikan aufgeben mußte, hatte er Liszt nach dessen Eintritt in den geistlichen Stand dort einige Zimmer eingeräumt. Ich besuchte Liszt mit einem Herrn von Giese, Hauptmann im 31. Infanterieregiment, der ihn von weitem früher in Weimar gekannt; und der gute Franz war denn auch so liebenswürdig, sich an seinen schönen Bechsteinschen Flügel zu setzen und sofort eine Hymne zu spielen, die Gounod an die heilige Cäcilie gerichtet und die nun Liszt, wie er sagte, „etwas arrangiert“ hat. Das war wieder wunderbar schön; Donnergeroll, zartes Harfenspiel und Melodien, die zum Himmel flogen.

Giese hat bei Sadowa und Gitschin solche Anstrengungen und Aufregungen durchgemacht, daß er mir noch auf der Fahrt zu Liszt geklagt hatte, er könne die Schönheiten Roms nur ahnen, nicht ruhig genießen. Als er aber die Hymne hörte, meinte er, das sei eine Anregung, die einmal wieder sein ganzes Innere belebe.

Morgen speise ich mit Liszt, Arnim, Monsignor Bellegarde,

Lichnowsky, Gozze und Hübner bei Hohenlohe. Der Koch des guten Cardinals ist nicht immer in geistreicher Laune und macht häufig gastronomische Schnitzer; aber die morgende Gesellschaft kann doch sehr amüsante Momente haben. Es ist auf Hübner abgesehen. Dieser — seit Januar hier k. k. österreichischer Botschafter — leidet an einer furchtbaren Hochmuths-krankheit, sobald Etikettenfragen aufs Tapet kommen. Als er hier von seiner Urlaubsreise vor etwa 14 Tagen eintraf, war Arnim bereits seit einer Woche wieder hier. Die Frage war nun die: wer von beiden soll den ersten Besuch machen? Hübner als der später Angekommene, oder Arnim als der dem Botschafter im Range Nachstehende? Sollte der letztere Umstand den Ausschlag geben, so könnte Arnim mit Recht verlangen, daß Hübner ihm seine Ankunft anzeigte, z. B. durch Zusendung einer Visitenkarte. Die verhängnisvolle Karte erschien aber nicht, weil — wie ich ganz konfidentiell vom Botschaftsrat Palomba erfuhr — Alexander Hübner die köstliche Theorie aufstellt, daß, da er im August auf Urlaub gegangen sei, ohne sich durch Zusendung von p. p. c. Karten beim diplomatischen Korps zu verabschieden, er nun auch nicht nötig habe, seine Ankunft durch Kartenzusendung anzuzeigen, vielmehr sich so stellen könne, als sei er gar nicht verreist oder nur etwa auf dem Lande gewesen. Er setzt dabei voraus, daß kein Mensch während seiner Abwesenheit die Zeitungen gelesen und daß niemand von den fehlgeschlagenen Versuchen gehört, die er in Wien gemacht, um auswärtiger Minister zu werden. Nun laufen Arnim und Hübner schon seit 14 Tagen in Rom herum, ohne sich besucht und gesehen zu haben; und da sie bis jetzt auch noch nicht am dritten Ort irgendwo auf neutralem Gebiet zusammengetroffen sind, so will der gute Hohenlohe morgen eine Gelegenheit herbeiführen, damit Preußen und Österreich wieder zusammenkommen. Wir wollen sehen, wie beide sich behandeln werden. Es ist doch scherzhaft, welch winzige Ideen während großer Weltfragen diese Diplomaten

bewegen, von denen man noch so häufig wähnt, daß sie furchtbar wichtige Leute sind!

Nachdem die venezianischen Feste beendet, spielt sich Florenz auf, den König brillant zu empfangen. Das ist so recht das Element der Herren Italiener: Feste und Triumphe trotz der beiden Niederlagen von Custoza und Lissa, die ihnen immerhin Venedig eingebracht haben, ganz so wie sie durch die Siege der Franzosen bei Magenta und Solferino die Lombardei erhielten! Jetzt schreien sie nach Rom und Südtirol und bringen den armen Louis Napoleon fast zur Verzweiflung, so daß er neulich ausgerufen hat: „Il ne leur manquerait qu'une troisième bataille perdue pour qu'ils me demandent encore Paris!“ Aber sie verstehen das Schreien ganz vortrefflich in allen Tonarten, und wenn Moll und Dur in den Tuilerien nicht anschlagen wollen, dann lassen sie die Spitze des Dolches blicken, erinnern Louis an seine Versprechungen und Gelöbniße aus der Zeit seiner Carbonarischast — und dann muß der arme Kerl alles tun, was sie wollen.

Als ich am Montag vom Monte Mario zurückkam, wohnte ich dem Begräbniß des alten Allers bei, der auf dem Campo-santo dicht neben der Peterskirche bestattet wurde. Der Kirchhof ist seit altersher für deutsche Katholiken reserviert. In der Totenkapelle sang die deutsche Bruderschaft ihre mittelalterlichen Litaneien. Dann wurden den Anwesenden brennende Kerzen verabreicht, so bewegten wir uns zur Grabstätte. Das Dämmerlicht, die brennenden Lichter, die schwarzen Ruten der Confratres unter den ernstesten Zypressen des Friedhofs, im Hintergrund die majestätische Peterskuppel, dazu die Totengesänge — alles machte einen eigentümlich ergreifenden Eindruck.

Rom, 23. November 1866.

Unter den hier angekommenen Fremden befindet sich auch Adolf Stahr mit seiner Gattin Fanny Lewald. Er hat in Berlin eine schwere viermonatliche Lungenkrankheit durchgemacht,

die er hier zu heilen sucht. Ich hatte die geistvolle Schriftstellerin seit einer Soiree, die Therese Bacheracht vor Jahren in Berlin gab, nicht wiedergesehen. Sie sprach gestern mit großer Freundschaft von Therese und zeigte mir einen Ring, den diese als 18jähriges Mädchen in Marienbad vom König Jérôme erhalten, nachdem dieser sich vergeblich um ihre Hand beworben. Diese ganze Geschichte war mir unbekannt; sie soll damals daran gescheitert sein, daß Jérôme einestheils zu alt, andernteils ein Napoleonide war, mit dem der alte Struve als gewiegter Diplomat nicht eine Alliance eingehen wollte, die vermutlich im Winterpalais übel aufgenommen und ihm in seiner Laufbahn störend geworden wäre. —

Die hiesigen Dinge sind so brennend interessant, daß man sich fast gar nicht um das Ausland bekümmern mag. In früheren Jahren war jeder, der von Paris, Berlin, London, Wien hierher zurückkehrte, eine wichtige Persönlichkeit, die über hundert Punkte Auskunft geben mußte. Wenn Odo Russell oder Montebello, oder Bach oder Sartiges auf ihren römischen Posten zurückkehrten — so war das jedesmal eine Art Ereignis. Man erfuhr dann, was Paris, London, Wien über die Septemberkonvention, über die römische Frage dachte. Jetzt sind die Nachrichten, die der Fremde mitbringt, ohne Wert. Die römische Frage ist in ein Stadium getreten, wo der Einfluß des Auslandes aufhört; man gibt sich auch weder in London noch in Paris noch in Wien irgendwelche Mühe, darüber nachzudenken, sondern fragt einfach, was in Rom selbst geschehen wird. Die guten Ratschläge, die man der hohen Kurie gab, sind verstummt; die Franzosen ziehen ab; an eine Vereinigung einzelner Großmächte zur Vermittelung glaube ich nicht; die Theorie der Interventionen ist einstweilen ad acta gelegt, da jede Macht genug bei sich zu Hause zu tun hat; in England ist ein Tory-Ministerium, welches für den Papst noch weniger tun will als selbst die Whigs getan haben, die ihm durch Odo Russell im Jahre 1862 wenigstens die Aus-

sicht eröffneten, ihn in Malta gastlich aufzunehmen; das katholische Österreich ist schwerkrank; Spanien gleichfalls; Rußland wegen der polnischen Heterieen böse auf Pio Nonno; Preußen unentschieden; bleibt nur Louis, der — vielleicht unbewußt — mit dämonischer Gewalt auf den Sturz des Papstthums hinarbeitet.

In Rom selbst, im Vatikan, geschieht inzwischen gar nichts. Man spricht von Vorbereitungen zur Flucht des Papstes; dann wäre ich nur neugierig, wohin er sich wenden will. Und wenn der alte Herr wirklich auf Reisen ginge — es wäre ein schwerer Schlag für das Papstthum.

An der Piazza Farnese, rechts von dem schönen Palast Farnese, dem architektonischen Meisterwerk Michelangelos, liegt eine kleine Kirche, die der heiligen Brigitte geweiht ist. Diese Brigitte ist nicht zu verwechseln mit der irländischen Heiligen, die, um den irdischen Anfechtungen zu entgehen, Häßlichkeit vom Himmel erbat und erhielt. Ihre Namensschwester stammte vielmehr aus Schweden, lebte in Rom zur Zeit der heiligen Katharina von Siena, während des Abignonschen Exils, und starb hier 1373. Ihre Leiche wurde damals auf Wunsch der frommen Skandinavier nach Schweden geschafft; im Archiv zu Christiania (oder Upsala) liegt das Original des Passes, den der römische Senat für die Überführung von hier nach Schweden ausstellte. Diese Heilige hat damals verschiedene ihrer Visionen zu Papier gebracht, die Anno 1606 unter Paul V. in Rom als „Revelationes Sanctae Brigittae“ gedruckt sind. Im lib VI. c. 74 sagt sie:

„Vidi in Roma a Palatio Papae prope St. Petrum usque ad castrum St. Angeli et a castro usque ad domum St. Spiritus et usque ad ecclesiam St. Petri quasi quod esset una planities et ipsam planitiem circuibat firmissimus murus, diversaue habitacula erant circa ipsum murum. Tunc audiui vocem dicentem: Papa ille qui Sponsam suam ea dilectione diliget, qua ego et amici mei dileximus eam, possidebit hunc locum

cum assessoribus suis, ut liberius et quietius advocare possit consiliarios suos.“

(Ich sah in Rom vom Palast des Papstes bei Sankt Peter bis zur Engelsburg, und von der Engelsburg bis zur Kirche Sankt Spiritus und bis zum Petersdom, als wäre es eine einzige Fläche, und diese Fläche wiederum umzog eine sehr starke Mauer, und diese Mauer war von verschiedenen Wohnungen umgeben. Und ich vernahm eine Stimme: „Derjenige Papst, welcher die ihm Angetraute (die Kirche) ebenso inbrünstig liebt, wie ich und meine Freunde sie geliebt haben, der soll mit seinen Beisitzern diesen Ort einnehmen, um zwangloser und ungestörter seine Ratgeber berufen zu können.“)

Die Punkte, welche die Heilige angibt, nämlich Vatikan, Engelsburg, Hospital St. Spirito und Peterskirche, sind gerade diejenigen Teile, welche die sogenannte „Leonina“ bilden, also das Stadtviertel Roms, auf welches man jetzt den Besitz des Papstes einschränken will, wenn letzterer seiner weltlichen Macht entkleidet würde.

Die Vision also, welche Brigitte vor 500 Jahren gehabt, trifft merkwürdig mit den Wünschen und Hoffnungen aller jetzigen Gegner des Ultramontanismus zusammen. Auf welche Weise aber diese Wünsche ins Werk gesetzt werden sollen, darüber hat kein Mensch eine Ansicht. Andererseits haben diejenigen, welche das Papsttum erhalten wollen, wie es zur Zeit besteht, noch keine Idee, welche Mittel das alte Staatsgebäude vor dem Zusammenbruch schützen könnten. Viele wünschen, daß der Papst noch vor dem Abzug der Franzosen mit allem Pomp und aller Würde Rom verlasse. Zu dieser Ansicht neigen besonders die Jesuiten, die starke Angst haben und neuerlich schon den Papst um Erlaubnis baten, ihre Novizen fortzuschaffen und in Sicherheit zu bringen; der Papst hat sie aber mit diesem Gesuch furchtbar abfahren lassen. — Andere hoffen, daß bald nach dem Abzug der Franzosen eine Emeute

ausbricht, die den Papst zwingen würde, abzureisen. Das sind die Hoffnungen der Ultrakatholiken.

Die Moderierten sagen, daß es keine Emeute geben werde und lächeln über die furchtbaren Garibaldianer und Mazzinisten, die sich zu Hunderten in Rom eingeschlichen haben sollen, um hier zu brennen und die Priester zu morden. Man rechnet auf die Wiedereinführung einer Nationalgarde, die dann in Gemeinschaft mit Zuaven und „Antiboden“ (Légion d'Antibes) die Ruhe aufrecht erhält. — Noch andere hoffen im letzten Moment auf den Sturz Antonellis und auf eine Verständigung des Papstes mit Viktor Emanuel, die dann zur Besetzung Roms mit italienischen Truppen führen soll. Vor dieser letzten Idee schrecken die Ultramontanen am meisten zurück und verkünden für den Fall ein Schisma in der katholischen Kirche, da diese letztere unmöglich von einem Papste regiert werden könne, der mit Viktor Emanuel, dem Erzfeind des Glaubens, Hand in Hand gehe.

Alle diese Ansichten und hundert andere der widersprechendsten Auffassungen laufen hier kreuzweise durcheinander. Dabei geschieht aber gar nichts; alles legt die Hände in den Schoß, und vielleicht wird man mit Talleyrand — was dieser von der Juli-Dynastie vorher sagte — ausrufen können: Tout ça finira par un hazard!

Rom, 24. November 1866.

Soeben war ich mit Lichnowsky in der Kirche San Clemente, wo große Feierlichkeit stattfand zu Ehren ihres Schutzheiligen Clemens, des Freundes des Apostels Paulus und angeblich vierten Bischofs von Rom. Die Kirche ist hier eine der ältesten und besonders merkwürdig, weil sie allein noch vollkommen die auf die alte Liturgie und Kirchenzucht bezüglichen Einrichtungen bewahrt hat. Vor der Tribüne, die im alttümlichsten Geschmack mit Goldmosaiken geschmückt ist, steht etwas erhaben der Chor, ganz von Marmor. Aus ihm erheben sich die beiden Ambonen oder Kanzeln, die einander

gegenüberstehen, und von denen das Evangelium und die Episteln verlesen werden. Bei dem Ambo des Evangeliums steht eine mit Mosaik ausgelegte, gewundene Marmorsäule für die Osterkerze. Innerhalb des Chors sind die für die Sänger bestimmten Marmorstühle an den Wänden angebracht. Ähnliche Erinnerungen an den alten Kirchenkultus finden sich noch in etwa vier römischen Kirchen (Santa Maria in Cosmedin, San Lorenzo, Aracoeli und andeutungsweise in S. Maria in Trastevere, wo jetzt beim Umbau die Fundamente des Chors, der Ambonen usw. gefunden sind). Nirgends aber sind sie so vollständig erhalten wie in San Clemente.

Außerdem hat dieser Bau in den letzten Jahren eine hohe Bedeutung erlangt durch die Entdeckung der unter ihr befindlichen älteren Kirche, welche durch den Prior Mulooly der dort residierenden irländischen Dominikaner aufgefunden ist. Fast vier Jahre hat man gebraucht, um allen Schutt fortzuräumen. Der systematischen Verschüttung verdankt man es eben, daß alle Wandgemälde, welche die alte Kirche schmückten, vollständig erhalten sind.

Die Ober- wie Unterkirche war gestern festlich erleuchtet. Alle die alten ehrwürdigen Heiligen, die so viele hundert Jahre in ihrer unterirdischen Finsternis zugebracht hatten, sahen sich plötzlich vom hellsten Lichterglanz umgeben und blickten von ihren Altären und Nischen ganz erstaunt auf die schönen Damentoiletten und geistlichen Trachten aller Orden herab, die sich in den weiten Hallen der Krypta herumbewegten.

Ich hatte vor zwei Jahren in der Kirche und im Hospital Santa Maria di Monserrato einen Besuch gemacht, um die Gebeine der beiden Borgia zu sehen. Da Lichnowsky Rom bald verlassen wird, um nach Olmütz zurückzukehren, hatten wir uns verabredet, heute früh gemeinschaftlich nach Monserrato zu gehen, um jene mysteriöse Kiste zu besichtigen. Aber obgleich ein dort wohnender spanischer Monsignor Don Santos, der mit Lichnowsky bekannt ist, auf unsern Besuch vorbereitet

war, fanden sich doch nicht die Schlüssel zu der Kammer, in der die Kiste steht. Es hieß, der Schließer sei ausgegangen. Ich merkte aber (in Erinnerung an die umständlichen Vorberreitungen, die ich schon das erste Mal getroffen hatte, um die Kiste zu sehen), daß man sie uns jetzt nicht mehr zeigen wollte, und als ich Lichnowsky darauf aufmerksam machte, meldete er sich sofort bei dem Spanier zum folgenden Tage mit dem bestimmten Bemerken an, daß er vormittags erscheinen werde, und daß dann hoffentlich der Schließer zu finden sei. Der Spanier versprach alles. Er wird aber inzwischen Weisung von oben erhalten haben, die Kammer keinesfalls wieder zu öffnen. Denn soeben schickt Lichnowsky mir ein Billett, welches die Vermutung, die ich hatte, bestätigt. —

Vorige Nacht hat Montebello den definitiven telegraphischen Befehl zur Einschiffung des 89. Regiments erhalten. Von den übrigen Truppen ist noch nicht die Rede. Montebello ist wütend, daß man ihn so lange in Ungewißheit erhält. Er findet mit Recht, daß der Kaiser sich lächerlich macht, wenn er nicht die Septemberkonvention pünktlich ausführt und am 15. Dezember die Franzosen sämtlich aus Rom entfernt. Aber Louis tut alles, um den Papst bis zum letzten Augenblick in Ungewißheit zu erhalten, damit er die Hoffnung nicht fallen läßt und nicht etwa auf den Gedanken kommt, Rom vorher den Rücken zu kehren. Aus gleichem Grunde wird auch wieder die alte Geschichte aufgewärmt, daß Eugenie herkommen und dem Papste eine Liebeserklärung machen wolle; und in Florenz soll Fleury laut verkünden, daß die Franzosen noch in Rom bleiben würden oder wenigstens sofort wieder kämen, falls hier eine Emeute ausbräche.

Eugenie mag den dringenden Wunsch haben, sich und den kaiserlichen Prinzen vom Papst segnen zu lassen, und Louis selbst soll davon mit dem Nuntius gesprochen haben. Er wird sich aber wohl hüten, seiner exaltierten Gattin die Erlaubnis zur Reise zu erteilen.

Sonntag, den 25. November.

Heute ist Katharinentag. Ein großer Tag für die Herren Kardinäle! Denn heute schicken sie an alle hiesigen katholischen Gesandtschaften für deren Souveräne die Neujahrswünsche. Da sitzt nun im Vorzimmer meines Freundes Lobo, des Geschäftsträgers der portugiesischen Majestät, ein „Gentiluomo“ der Botschaft in großer Uniform; der Portier hat eine blendend weiße Kravatte angelegt, und auf der Treppe stehen die Diener. Ein schwerer Kardinalswagen nach dem andern rollt vor. Mit gravitätischer Miene entsteigt ihm der Kaplan, ein großes Schreiben in der Hand haltend. Mit diesem begibt er sich in das Vorzimmer und überreicht es feierlich dem Gentiluomo. Dann steigt er wieder hinab, und der gleiche Scherz findet auf der spanischen, französischen und österreichischen Botschaft usw. statt. Auch wir bleiben nicht verschont, da wir den katholischen Hof Sachsens vertreten. Aber wir stecken unsern „Gentiluomo“ nicht in Uniform, sondern Giovanni, der Portier, übernimmt die Schreiben. So schleppt die alte Zeit ihren Sopf in das Jahr 1866.

Rom, Sonnabend, 1. Dezember 1866.

Vorigen Dienstag habe ich eine höchst scherzhafte Expedition in ein hiesiges Nonnenkloster unternommen, welches nur fünfmal im Jahre von Männern betreten werden darf und auch dann nur von solchen, die durch einen hohen Geistlichen eingeführt werden. Die Sache machte sich folgendermaßen:

Unter den vielen Kirchen, Klöstern, Ruppeln, Ruinen und anderen Herrlichkeiten, die ich von meinem Fenster aus täglich vor Augen habe, befindet sich ein altes Bauwerk, welches mich fast vom ersten Tage meines römischen Aufenthaltes an aufs heftigste intriguierte. Das ist der sogenannte Turm der Milizen, eine prächtige, charaktervolle Ruine des Mittelalters, die sich dicht beim Trajansforum, am Abhange des Quirinalis, ernst und finster aus den übrigen Häusermassen erhebt, und

in der das Volk den Palast Oktavians zu finden glaubt. Von dort aus soll Herr Nero zitherspielend sich ganz gemüthlich am Brande Roms erfreut haben. Letzteres ist Fabel. Der Turm gehört dem dreizehnten Jahrhundert an und stammt vermutlich aus derselben Zeit, wo sein gewaltiger Zwilling Bruder, der „Grafenturm“ (torre dei Conti), von der damals mächtigen Familie der Conti errichtet wurde — wie jedes Geschlecht sich in Rom solche Festungen anlegte. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts treten die Anibaldi als Besitzer dieses „Torre delle Milizie“ auf, mit dem wahrscheinlich das Recht verbunden war, in seinen Mauern dauernd Kriegsvolk zu halten. Anno 1301 erstand der Nepot des großen Papstes Bonifazius VIII. aus dem Hause der Gaëtani, Petrus Gaëtani, den Turm von Richard Anibaldi, wie Gregorovius aus dem Archive des Herzogs von Sermoneta-Gaëtani nachgewiesen hat. Als Kaiser Heinrich VII. im Jahre 1312 in Rom war, um sich salben zu lassen und diese Salbung mit vielen Straßenkämpfen gegen die Orsini erkaufen mußte, spielte der gaëtanische Turm eine wichtige Rolle.

Alles dies und das kolossale Ansehen des Baues hatten in mir den Wunsch erweckt, einmal seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Nun aber liegt dieses Ungeheuer mit seinem vierschrötigen Untergestell innerhalb des Klosters der Nonnen von Santa Caterina da Siena, die man nicht so ohne weiteres besuchen darf. Ich wandte mich daher schon im vorigen Jahre an Monsignor Franchi, um Einlaß zu den Ehrendamen zu erhalten. Er versprach mir alles, tat aber nichts. Erst der gute Hohenlohe, einer der besten Menschen, die auf dieser Erde spazieren gehen, zeigte sich ernstlich bereit, meine Wünsche zu erfüllen. Er ließ sich vorigen Sonntag im Kloster anmelden, um dort die Messe zu lesen. Da im Laufe dieses Jahres erst vier Geistliche daselbst eingedrungen waren, so blieb noch eine fünfte, die letzte Eintrittserlaubnis für dies Jahr vakant; und Dienstag früh fuhr Hohenlohe im prächtigsten Kardinals-

gewand mit Lichnowsky, mir und seinem Kapellan den steilen Quirinal hinan, um die guten Nonnen in ihrer klösterlichen Ruhe zu stören. In einer der inneren Kapellen las er die Messe, der sämtliche 25 Nonnen in ihren weißen Dominikanergewändern bewohnten; lauter brave, ältliche Damen, von denen die Mehrzahl seit 15–20 Jahren den Schleier genommen und seitdem niemals wieder ihre Klostermauern verlassen hatten. Nach der Messe ging die ganze Gesellschaft in einen großen Saal, wo wir mit ihnen Schokolade tranken und uns mit den einzelnen unterhielten. Trotz der Abgeschlossenheit ihres Lebens waren sie alle höchst unbefangen, sprachen viel, erzählten, lachten, und versicherten mich wiederholt, daß sie auch nicht die leiseste Neigung fühlten, mit der Außenwelt wieder in Verbindung zu treten. Sie essen nur selten Fleisch; dürfen nur ein oder zwei Stunden miteinander reden, sehen nur alle 14 Tage ihre Angehörigen im Vorzimmer des Klosters und sind durch die Ruhe ihrer ganzen Existenz so verwöhnt, daß, obgleich der Papst ihnen gestattet hat, das in ihrem Kloster befindliche Bild der Madonna del Rosario, welches zweimal im Jahre nach der Kirche Santa Maria sopra Minerva gebracht und dort leihweise ausgestellt wird, zu begleiten — sie doch nicht von dieser päpstlichen Erlaubnis Gebrauch machen. Sie kicherten sich halb tot, so oft ich ihnen von dem geringen Geschmack und Verständnis sprach, welches ich für ein solches Klosterleben hegte, und es kam dann immer die Antwort: „C'è la vocazione.“ Unbefangene und eingeweihte Personen wollen aber doch wissen, daß in einem solchen Nonnenkloster die Intriguen, Rabalen, Neckereien, Eifersüchteleien, Verfolgungen und Passionen aller Art ganz denselben Spuk treiben, wie in der großen Welt diesseits der hohen Klostermauern.

Nach dem Schokoladenfrühstück stiegen wir alle auf den hohen Turm: Hohenlohe voran im roten Salar, die Priorin ihm zur Seite; dann Lichnowsky, ich, der Kapellan, ein Dominikanerpater, und schließlich alle 25 Dominikanerinnen. In

dem wüßten, alten Mauerwerk war eine Wirtshaft, als ob wir noch 1366 schrieben und die Gaëtani darin herumarbeiteten, um sich mit Armbrüsten gegen die Orsini oder Colonna zu verteidigen. Das Wetter war prachtvoll, die Aussicht wunderschön, und als ich gegen 11 Uhr wieder nach Hause kam, war mir zu Mute, als ob ich geträumt oder zwei Stunden in einer ganz anderen Welt zugebracht hätte. —

Heute sollte ein französisches Regiment nach Civita abmarschieren, um sich dort einzuschiffen. Aber das Transportschiff ist nicht eingetroffen, und gestern abend noch hieß es, der Abmarsch sei sistiert. Es herrscht eine Konfusion in dieser Frage, die diesmal durch Wind und Wetter herbeigeführt sein mag, aber das Ganze paßt zu Louis und seiner Liebhaberei, hinzuhalten, zu zögern und bis zum letzten Moment Ungewißheit zu verbreiten.

Die venezianischen und florentiner Feste sind nun vorüber; aber die Fremden, die schon seit zwei Monaten so sehnlich erwartet werden, treffen doch nicht zahlreich ein; die Gasthofsbesitzer, Zimmervermieter, Künstler, Magazinisten klagen jämmerlich. Die römische Bank besitzt noch 300 000 Skudi bar; davon gehen täglich 6000 Skudi ab; in wenigen Wochen droht also der Bankrott. In der Umgegend arbeiten die Briganten immer lustiger; vorige Woche bestanden sie bei Frosinone einen Kampf mit der päpstlichen Truppe. Letztere hatten 10 Tote, ohne einen einzigen Briganten zu fangen.

Rom, Montag, 3. Dezember 1866.

Das französische Kriegsschiff (ich glaube der „Gomer“) ist doch noch am Freitag in Civita eingetroffen und heute früh sind die 85er dorthin abmarschiert, um sich einzuschiffen. Nächsten Sonnabend sollen die 71er folgen; wenn alles fort und die Septemberkonvention eine Wahrheit geworden ist, wird Fleury hier eintreffen.

Am Freitag hat der Papst den Offizieren des 85. Regi-

ments seinen Abschiedssegens erteilt und dabei scharfe Worte gegen Louis fallen lassen, natürlich, ohne diesen zu nennen. „Vous partez maintenant. Je sais que ce n'est pas votre propre volonté; mais vous partez dans un moment très inopportun. Dans un moment où la révolution frappe aux portes de Rome.“

Wenn die Droschkenkutscher, die hier auf der Piazza di Venezia, di Spagna und andern Plätzen halten, von fern bemerken, daß jemand einen Wagen sucht, so strecken sie ihm sämtlichst die Hände oder Peitschen entgegen mit dem Worte: „Vengo!“ (Ich komme! Soll ich kommen?) Vor wenigen Tagen zirkulierte nun eine geheime Karikatur, die den Papst am Ufer in Civitavecchia spazieren gehen und nach der Reede ausschauen läßt, wo Kriegsschiffe aller Nationen liegen; von jedem Schiff streckt ihm der betreffende Kapitän die Hand entgegen: „Vengo!“

Rom, 5. Dezember 1866.

Montebello hat vorgestern den Befehl erhalten, bis zum 11. d. M. Rom zu räumen. Von Algier kommen zwei Transportschiffe her. Das 54. Regiment bleibt einige Tage länger in Civita, um die Einschiffung der Artillerie und des Materials zu überwachen; heute über acht Tage dürfte hier kein Gallier mehr zu sehen sein und von der Engelsburg statt der Tricolore die päpstliche gelbweiße Fahne wehen. Die pontifikale Artillerie hat gestern bereits furchtbaren Lärm gemacht. Es war der Tag der heiligen Barbara, welche diese Waffengattung zur Schutzpatronin erhoben hat. Warum, weiß ich nicht. Einige meinen, weil die Heilige stets mit einem Turm (dessen Bedeutung aber auch unerklärlich ist) abgebildet wird; und da Türme zum Beschießen da sind, soll Barbara die Beschützerin der Kanoniere sein. Die Kerle ballerten schon früh morgens ganz furchtbar. —

Vor wenigen Tagen erhielt der hiesige nordamerikanische Gesandte, General Rufus King, aus Alexandrien die Nach-

richt, daß man dort den Herrn Surat gefangen habe, dessen Name bei der Ermordung Lincolns in aller Munde war. Dieser Fang hat für Rom spezielles Interesse, weil Surat sich monatelang hier als Zuave unerkannt aufhielt. Die Geschichte ist sehr romanhaft.

Im vorigen Jahr erschien ein Unbekannter, der sich Watson nannte, beim Vikar des Bischofs von Monreale in Kanada. Dieser gab ihm längere Zeit — niemand weiß, warum — ein Unterkommen. Dann empfahl er ihn nach England an den Bischof von Monreale, der sich damals gerade in London aufhielt. Auch dort fand der Fremde eine gute Aufnahme, wurde dann an den Rektor des katholischen Seminars in Liverpool, von da nach Calais gewiesen, wo er als Steinarbeiter Beschäftigung fand. Endlich ging er über Marseille nach Rom mit einem Empfehlungsbrief an den Kardinalvikar Patrizi und an einen Jesuiten.

Schon in Marseille zeigte Watson Lust, sich bei den päpstlichen Zuaven anwerben zu lassen; er trat in das Korps ein und ward nach Grosfinone geschickt, welches die Zuaven außer Belletri, Trisulti, Matri, Veroli seit dem Abzug der Franzosen besetzt halten.

Im Laufe dieses Herbstes stellte plötzlich der Gesandte General Ring bei Antonelli den Antrag, den sogenannten Watson verhaften zu lassen, da dieser niemand anders sei als der verfolgte Surat, einer der Mitverschworenen des Mörders Lincolns, dessen Mutter, Frau Surat, bereits als Hehlerin gehängt sei. Antonelli erteilte sofort dem Kriegsminister die nötigen Orders; auf telegraphischen Befehl des letzteren wurde Watson-Surat arretiert und nach Veroli in Haft gebracht.

Wie hatte der Gesandte die Identität Watsons mit Surat entdeckt?

Sogleich nach der Gefangennahme der Frau Surat hatte die nordamerikanische Regierung alles aufgeboten, um auch des Sohnes habhaft zu werden. Man fand seinen Aufenthaltsort

nicht. Nun wurde einer der intelligentesten Polizeiagenten, Saint-Marie, beauftragt, den Entflohenen aufzuspüren. Dafür wurden ihm 10 000 Dollar in Aussicht gestellt. Saint-Maries Instinkt leitet ihn nach Monreale. Dort führt er sich beim Vikar unter falschem Namen ein und hört, daß der mysteriöse Fremde nach London an den Bischof dirigiert sei. Mit erster Schiffsgelegenheit arbeitet nun Saint-Marie nach England hinüber, befindet sich bald auf der Spur Surats in London, dann in Liverpool, dann in Calais bei den Steinarbeitern, dann in Marseille, endlich in Rom. Um festzustellen, daß Watson und Surat dieselbe Person sei, tritt auch er bei den Zuaven ein, dient hier mit ihm zusammen, sucht sein Vertrauen zu gewinnen und meldet dem Gesandten Ring: Watson ist Surat!

Der Gesandte schreibt nun an Saint-Marie nach Grosinone, wo sich auch Watson befand. Aus irgendwelchen Gründen hatte Saint-Marie aber den Ort seit einigen Tagen verlassen, oder der Brief war falsch adressiert — genug, statt in die Hände Saint-Maries gelangt das Schreiben an einen italienischen Zuaven namens Santa Maria. Dieser öffnet es, versteht aber kein Englisch und wendet sich an den im ganzen Regiment als Amerikaner bekannten Watson, um den Inhalt kennen zu lernen. Watson liest und ruft aus: „Je suis trahi!“ Anstalten zur Flucht treffen, war natürlich sein nächster Gedanke. Doch zum Fliehen war keine Zeit mehr. Während der verhängnisvolle Brief zwei oder drei Tage gebraucht hatte, um mit seinem römischen Schneckengange Grosinone zu erreichen, war in Rom alles zur Verhaftung Watsons angeordnet, und der telegraphische Arrestbefehl konnte gerade ausgeführt werden, als Watson sich vom ersten Schrecken erholt hatte. Er wurde plötzlich verhaftet und nach Veroli gebracht.

Der Gesandte erhielt hiervon sofort Nachricht. Ich kenne den Geschäftsgang auf der amerikanischen Gesandtschaft nicht genug, um zu wissen, ob Ring diese Mitteilung sofort nach

Washington telegraphierte. Wenn er diese triumphierende, aber höchst kostspielige Depesche losgelassen hat, so ist er leider am folgenden Tag verpflichtet gewesen, ein anderes, recht niederschlagendes Telegramm als hinkenden Boten hinterherzusenden. Denn Watson war im ganzen Zuavenkorps so beliebt, daß seine Kameraden, die ihn freilich auf höchsten Befehl hatten verhaften müssen, mit Freuden auf seinen Wunsch eingingen, ihn in anständiger Weise wieder entspringen zu lassen. Statt den mit Ketten beladenen Verbrecher in Rom einziehen zu sehn, erhielt der Gesandte kurz darauf die Nachricht, daß der Gefangene in Veroli von einem Balkon auf die Straße gesprungen sei — 30 Meter hoch — und glücklich die nahe italienische Grenze erreicht habe. Es ist jetzt nachgewiesen, daß die Kameraden selbst ihm die nötigen Stricke zu diesem Balkonsprung lieferten. Ein Zuavenleutnant, ein Unteroffizier und zwei Gemeine befinden sich bereits in kriegsgerichtlicher Untersuchung. Das kleine Sora, jenseits der römischen Grenze, war der erste Ort, wo Watson halt zu machen wagte. Von dort begab er sich nach Neapel, wo der „Kanadier“ — so hieß er im „Watsonpaß“ — vom englischen Konsul nach Alexandrien expediert wurde. Dort ward er abermals verhaftet. Man hofft nun durch Surat große Dinge zu erfahren über die Verschwörung und die Mörder Lincolns. In dieser Geschichte fehlen jetzt nur noch ein Paar schöne italienische oder amerikanische Augen — und das Melodrama ist fertig, welches unter dem Titel: „Der entlarvte Zuave“ zur Aufführung kommen könnte. Wirklich hörte ich auf der amerikanischen Gesandtschaft, daß vor mehreren Jahren zwischen Surat und Saint-Marie Streitigkeiten wegen solcher Augen vorgefallen seien.

Freitag, 7. Dezember 1866.

Die Geschichte wird immer bunter! Gestern hat Montebello das noch hier befindliche französische Offizierkorps zur Abschiedsaudienz zum Papst geführt. Und da ist es heiß her-

gegangen. Montebello hielt eine Begrüßungsrede, in der er sagte, daß, wenn auch die Truppen wegingen, die moralische Unterstützung Frankreichs dem Papst sicher bliebe. Darauf hat der alte Herr denn sehr erregt erwidert, daß ihm niemand moralische Hilfe gewähren könne, als Gott allein.

Die Offiziere sind bewegt gewesen. Der Papst soll mit dem Plan umgehen, den Bannfluch gegen Louis auszusprechen.

Rom, 8. Dezember 1866.

Vorgestern machte ich mit Gregorovius einen langen Spaziergang. Zunächst nach der Villa Massimo an der Piazza Termini (den alten Diocletianischen Bädern) hart am Zentralbahnhof. Die Villa hieß früher Villa Montalto, weil der Kardinal Montalto Peretti, der nachmalige Papst Sixtus V. (1585—1590), sie angelegt hat. Im vorigen Jahrhundert kam sie an den Marchese Massimo. Diesem gebührt der Ruhm, die schönsten Bäume gefällt zu haben, um das Holz zu verkaufen. Nur die imposante Zypressenallee, in deren Schatten einst der große Kardinal lustwandelte, blieb vom Beil jenes fanatischen Holzhackers verschont. Ernst und majestätisch durchmisst sie fast die gesamte Länge des Parks, der noch im vorigen Jahrhundert zu den prachtvollsten Anlagen Roms gehörte.

Wenn ich während der letzten Jahre zum Bahnhof fuhr, warf ich jedesmal einen schmach tenden Blick auf das riesige Gartentor, hinter dessen Gitter die schlanken Zypressen so selbstbewußt stehen, als ob sie jedem den Eintritt streitig machen wollten. Vor einigen Tagen besuchte ich den Principe Massimo, den gegenwärtigen Besitzer.

Beim Eintritt in das Gartengebäude wird man sofort lebhaft in die Zeit Perettis zurückversetzt. Portikus, Treppengewölbe und Hallen schmücken bis zum dritten Stock hinauf luftigbewegte Freskomalereien, in denen stets die drei Birnen nebst dem Löwen — dem Wappen des Papstes — wiederkehren. Alles ist verfallen, der Park verwildert; gepflegt scheint nur

eine lange Orangenallee, deren sonnenbeschienene Früchte von dem Principe vermutlich für ein gutes Stück Geld verpachtet sind. Allerorten ragen die springenden Perettischen Löwen, die mit ihren zerbrochenen Tzen und wilden Mähnen wütend auf die wüste Umgebung herabschauen.

Von besonderem Interesse muß diese Villa für Hübner sein, der schon seit mehreren Jahren darauf ausgeht, das Leben Perettis zu schreiben, wozu er schönes Material gesammelt hat. Zu Anfang Juni d. J., als es bereits in Preußen und Österreich stark nach Pulver und Schwefel roch — es war an dem Tage, wo wir die Nachricht vom Abzug der Österreicher aus Rendsburg und Kiel erhielten — lud Hübner mich ganz allein zu seinem einsamen Mittagessen ein, um mir nachher seine schönen Sammlungen zur Perettischen Biographie zu zeigen. Fünf Bände voll des reichsten handschriftlichen Materials, enthaltend theils genaue Beschreibungen und Ansichten der Straßen und Plätze Roms aus der Zeit Sixtus V., theils Zeichnungen von römischen Häusern und Palästen aus jener Epoche; daneben detaillirte Nachrichten über die Mitglieder des damaligen Kardinalkollegs, des päpstlichen Hofes und des diplomatischen Korps; endlich Abschriften zahlreicher Depeschen der spanischen, französischen und venezianischen Botschafter, welche bei Sixtus akkreditirt waren; alles in den Archiven zu Simancas, Paris und Venedig kopirt. Eine beneidenswerte Sammlung! Aber Hübner sitzt vor ihr wie der reiche Mann vor seinen Geldsäcken, deren Inhalt er nicht verwerten kann, denn er hat nicht die Muße, den gesammelten Stoff zu verarbeiten. Entweder denkt man an den Hof Sixtus V., und dann schreibt man keine guten Depeschen über den Hof Pius IX. — oder man denkt an das Treiben der Gegenwart, und dann findet man nicht die Ruhe und Stimmung, um sich mit den längst vermoderten Kardinälen und Botschaftern zu befassen, die im sechzehnten Jahrhundert den Vatikan und die Straßen Roms belebten.

Rom, Montag, 10. Dezember 1866.

Die Franzosen ziehen täglich in hellen Haufen ab. In Civitavecchia herrscht die größte Tätigkeit beim Einschiffen von Mannschaften und Material. Der allabendliche Zapfenstreich der Franzosen, der den Sommer über so furchtbaren Spektakel in den engen Straßen Roms machte, wird mit jedem Tage magerer. Auf dem Capitol haben wir schon seit drei Tagen statt der französischen Wache die kleinen Schlüßelsoldaten. Heute früh ist die gallische Besatzung von der Engelsburg geschieden.

Allen diesen Tatsachen gegenüber gab es noch vor wenigen Tagen Leute, die nicht an den Abmarsch der Franzosen glauben wollten, und noch am letzten Freitag ist Odo Russell vom spanischen Botschafter im Vorzimmer bei Antonelli gefragt worden: „Est-ce que vous croyez vraiment au départ des Français?“ Die Welt ahnt noch gar nicht, wie groß der diplomatische Tiergarten ist.

Gestern nachmittag ging ich mit Cartwright und dem Ehepaar Arthur Russell in die Engelsburg, um sie noch einmal vor Beginn der neuen Okkupation zu besichtigen. Der dicke französische Sergeant, der mich seit zwei Jahren dort herumführt, war sehr glücklich, Rom zu verlassen und die Heimat wiederzusehn. Er dedizierte Mrs. Russell und mir als Andenken zwei von den Marmorkugeln, die in den Höfen der Festung in Haufen von Hunderten aufgespeichert liegen. Noch 1527 wurden sie beim „sacco di Roma“ zur Verteidigung gebraucht, als Papst Clemens VII. sich in das Kastell flüchtete und hier die Belagerung aushielt.

Während wir dort herumgingen, traf gerade von der Stadtkommandantur die Nachricht ein, daß die Suvaven am Dienstag früh 8 Uhr von der Burg Besitz nehmen würden. Das Gros der französischen Besatzung sollte schon heute früh abrücken; es bleibt nur eine Artillerieabteilung, die morgen beim Senken der französischen und beim Hiszen der päpstlichen Fahne

einige hundert Kanonenschüsse abfeuern und dann auch nach Civita abdampfen wird.

Antonelli hat in der vorigen Woche dem nach anderthalbjähriger Abwesenheit hier wieder eingetroffenen portugiesischen Botschafter Herzog von Saldanha erklärt, daß der Papst nötigenfalls in die Engelsburg flüchten und sich dort halten werde. Lange — so hat Antonelli weiter orakelt — könne dieser Zustand nicht dauern; denn die Dinge in Europa seien so wacklig und unnatürlich, daß alles binnen kurzer Zeit zusammenbrechen müsse; und aus diesem Kataklysmus werde die pontifikale Tiara wie ein Phönix aufsteigen, um eine nie geahnte Gewalt zu erlangen.

Interessant wäre es jedenfalls, wenn der bedeckte Gang, der vom Vatikan in die Engelsburg führt, wieder zu Ehren kommen sollte. Auf einem Stadtplan Roms vom Magister Leonard (1551) — das einzige bekannte Exemplar befindet sich auf der Barberinischen Bibliothek — kommt jener Gang unter dem Namen „Ambulatorium Alexandri Sexti“ vor. Richtig ist, daß dieser Borgia den Korridor ausgebaut hat. Doch existierte letzterer schon im vierzehnten Jahrhundert, was Gregorovius mir aus der Chronik eines Deutschen, Theodorich von Nismes, mitgeteilt hat, der bei Beschreibung Roms zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts jenen Gang erwähnt und bemerkt, daß er dazu gedient habe, Frauen leichtesten Lebenswandels einzumauern. Johann XXIII., bekannt durch das Rostnitzer Konzil 1414, baute dann an diesem Privatweg weiter. Zur Benutzung kam er erst 1527 durch den Mediceer Clemens VII. — wie die Memoiren Benvenuto Cellinis erzählen, der damals die Engelsburg mit verteidigte.

Seit vier Tagen schwirrt hier von neuem das Gerücht von der Ankunft der Kaiserin Eugenie. Montebellos haben von ihr selbst die Anfrage bekommen, ob es geraten sei, hierher zu reisen. Da Gräfin Montebello Hofdame ist, haben sie und er, im Hinblick auf die Möglichkeit von

Eugeniens Ankunft, ihre Abreise bis künftigen Sonnabend verschoben.

Gestern abend war ich bei der Fürstin Campagnano, die jetzt ihre Mutter bei sich hat, Fürstin Léonille Sayn-Wittgenstein, geborene Variatinsky. Letztere wohnt in Paris und hatte von dort Briefe, wonach Eugenie heute abreist. — Auch Lord Cowley schreibt an Russell, daß die Reise in den Minister-sitzungen beraten werde. Die Minister und Louis sind dagegen, aber Eugenie „purrt“ schon so lange, daß Gräfin Montebello ihre Ankunft für möglich hält. Ich kann es mir trotz alledem nicht denken. Die Komödie würde damit zur Farce.

Jedenfalls datieren jene Nachrichten noch aus der vorigen Woche. Und damals kannte man in Compiègne und den Tuileries noch nicht die Rede, die Pius IX. dem General Montebello gehalten. Diese Standrede ist denn doch so stark, daß selbst der guten Eugenie wohl auf einige Augenblicke Hören und Sehen vergehen wird. Montebello läuft hier seitdem wie ein brüllender Löwe herum, ist so wütend, daß er keinem die pontificalen Auslassungen wiederholen will. Es scheint, daß die guten Ratschläge, die er dem Papst mit seiner Anrede erteilt, letztern eher erbittert und ihn zu so heftigen Worten veranlaßten.

Vorgestern früh war ich auf dem Kriegsministerium, um wegen eines Preußen, der bei den hiesigen Carabinieri dient und gern in seine Heimat zurückkehren möchte, mit General Ranzler, dem päpstlichen Waffenminister, zu sprechen. Dieser war jedoch unpäplich; die Bureaus waren natürlich wegen des Marienfestes leer. Also drei Tage vor dem Abmarsch der letzten Franzosen ist der päpstliche Kriegsminister nicht sichtbar und die Amtswohnung geschlossen! Noch mehr: auf meine Frage, ob die achte Compagnie der Carabinieri, bei der jener Preuße dient, sich noch in Anagni befinde, erhielt ich zur Antwort, die dortige Garnison werde dieser Tage in andere Orte verlegt; das Ministerium hätte noch keine Nachricht, wo sich

die einzelnen Truppenteile befänden. Wenn also heute oder morgen in Anagni eine Emeute losbricht, weiß der gute Kanzler nicht einmal, welche Offiziere dort kommandieren.

Letzten Dienstag war ich mit Lichnowsky und der Fürstin Karoline Wittgenstein, der Freundin Liszts, bei Monsignor Randi, Vicecamerlengo di Sua Santità und Generalpolizeidirektor, um dessen wunderbar schöne Münzensammlung zu besichtigen. Solange der Mann über Münzen sprach, war er sehr interessant. Als er sich aber über die römischen Zustände ausließ, war er von einer Unschuld, die einen Bernuth oder Hinkeldy zur Verzweiflung oder zum Lachen bringen würde.

Rom, 12. Dezember 1866.

„Mercoledì si farà cagnara“! d. h. Mittwoch (heute) wird hier Randal sein! Das wurde in der vorigen Woche allgemein erzählt, und Lätitia und Marietta und Philomena und Vittoria und wie sie alle heißen, diese niedlichen Römerinnen mit ihren stolzen Köpfen und schönen Augen, schwuren Stein und Bein darauf, daß es hier losgehen würde; denn die „Amorosi“ hatten es ja gesagt und hatten ihnen eingeschärft, sich den Tag nicht auf die Straße zu wagen, sondern das Haus zu hüten. Diese Amorosi sind aber ein ganz besonderer Schlag, der weiter nichts kann, als schmachthende Blicke werfen, den kleinen Schnurrbart drehen, die Kravatte elegant knoten, Verdische Melodien trällern, Sonntags auf die Jagd gehen, um Sperlinge und Lerchen zu schießen — und dabei vom schön-gescheitelten Kopf bis zur eleganten Stiefelette aus Oberflächlichkeit zusammengesetzt ist. Die Vorsicht einiger Römer geht so weit, daß zum Beispiel der Duca di Fiano für vierzehn Tage sich mit Schinken, Reis und Zwieback verproviantierte, alle Schlösser des Palastes ändern und seine Mietsleute wissen ließ, daß sie sich auf einen zweiwöchentlichen Belagerungszustand einrichten möchten.

Das Wetter ist heute so wunderbar schön, daß eine Straßen-Cagnara es sich nicht besser wünschen könnte. Ich bin aber von 9 Uhr früh bis jetzt (mittags) herumgegangen, ohne eine bedenkliche Bewegung zu bemerken. Rom sieht aus wie immer. Nur sind die roten Hosen der Franzosen verschwunden, und am Palazzo Ruspoli, den Montebello bewohnt, sind Tritolore und Doppelposten eingezogen. Von der Engelsburg aber weht die päpstliche Fahne, die seit gestern früh 8 Uhr von den Zuanen bewacht wird.

Diese Herren, die vorgestern nachmittag 4 Uhr unter Hörnerklang ihren Einzug in Rom hielten und auf dem Petersplatz vor Seiner Heiligkeit Revue passierten, sind die einzige Novität, die auf der Straße zu bemerken ist. Sie ziehen zu zweien und dreien in Rom herum und haben in ihrem ganzen Auftreten etwas Reckes, das fast ans Herausfordernde grenzt. Es dienen unter ihnen viele Legitimisten, reiche Belgier usw., ein Duc de Chevreuse, Charette; und die Geislichkeit sieht diese Kreuzritter mit verklärten Blicken an, weil sie schließlich die Einzigen sind, auf die sie im Fall der Not zählen kann. Mit den „Antiboden“ (Légion d'Antibes) steht es bedenklicher; sie sind hier gestern von Viterbo angelangt und sehen sehr verlumpt aus.

Das Gerücht von Eugenie's Reiseplänen hält sich noch immer. Die Montebello hat es noch gestern für très-probable erklärt. Ich glaube dennoch nicht daran. Natürlich laufen hier nun schon die fabelhaftesten Geschichten um, die alle mit jenem Gerücht in Verbindung stehn. So soll vorigen Sonntag die Gräfin Montebello Audienz beim Papst gehabt haben, um diesem den Plan der Kaiserin mitzuteilen. Sie selber leugnet freilich die ganze Audienz; Pio IX. hat es aber allen Leuten erzählt.

Rom, Sonntag, 16. Dezember 1866.

Wir fangen hier nun an, uns mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Rom auch ohne die Fran-

zosen bestehen kann. Die Physiognomie der Stadt ändert sich nicht. Die übermütigen Zuaven laufen viel herum und sollen in den Cafés und Restaurants sehr herausfordernd auftreten, worüber sich alle Welt ärgert. Aber im übrigen sieht der Corso gerade so aus, wie vor acht Tagen, und des Abends ist es auffallend still, so daß man nicht einsieht, weshalb dort so viele päpstliche Gendarmen spazieren gehn. In alle ist eine Art Fanatismus der Ruhe gefahren, der um so merkwürdiger ist, weil die innere Spannung immer größer wird und jeder sich zehnmal am Tage unwillkürlich die Frage vorlegt: wie denn nun das große römische Rechenexempel gelöst werden soll, ob es einfach aufgehen wird, oder ob man dabei in die Brüche kommt.

Der italienische Staatsrat Tonello ist hier Anfang voriger Woche angekommen, um mit dem Vatikan über die kirchlichen Fragen zu verhandeln. Antonelli hat ihn sehr kühl empfangen, ihm bemerkt, daß von politischen Dingen natürlich nicht die Rede sein könne und seine Sendung zur Besprechung der geistlichen Angelegenheiten gerade nicht in einen sehr günstigen Augenblick falle, da die italienische Regierung erst soeben ihren Gewaltstreich gegen die Güter der Geistlichkeit ausgeführt habe. Es hieß, Tonello hätte gestern sein erstes Rendezvous mit Pio Nono gehabt.

Außerdem ist am vorigen Dienstag der französische Geschäftsträger Armand beim Papst gewesen, um Seiner Heiligkeit ans Herz zu legen, daß er sich doch in einigen Punkten, z. B. in Zoll-, Post-, Münzsachen, mit Italien einigen möge. Armand ist aber furchtbar abgeduftet. Der Papst will nun einmal von französischer Vermittlung und von Ratschlägen des Kaisers nichts mehr wissen. Soll eine Brücke der Verständigung mit Italien geschlagen werden, so will er das selbst in eigener Person besorgen. Den „Brückenbau“ muß er als Pontifex Maximus doch am besten verstehen!

Die Reise der Kaiserin Eugenie ist noch immer auf dem

Tapet. Alle Minister haben sich dagegen ausgesprochen; aber Eugenie ist wie veressen darauf, und Louis wagt nicht, mit voller Entschiedenheit selbst aufzutreten, sondern läßt Moustier, Rouher und Lavalette dagegen arbeiten. Man hat es in Compiègne der guten Eugenie angemerkt, wie sehr sie von dieser Reise erfüllt gewesen. Die Montebello ist also doch am vorigen Sonntag beim Papst gewesen und hat mit ihm über diese große Angelegenheit gesprochen. Pius hat erwidert, daß er sich sehr freuen werde, die Kaiserin hier zu sehn; sie dürfe aber nur dann kommen, wenn ihre Reise keinen Unfrieden im Hause des kaiserlichen Gemahls hervorbringe. Seit gestern heißt es ganz bestimmt, daß sie kommen wird. Ich glaube es nicht eher, als bis ich sie hier sehe. Denn Louis ist zu klug, um auf solchen Unsinn einzugehen. Unsinn ist aber die Reise jedenfalls, da Eugenie hier doch nichts erreichen kann, sondern unverrichteter Sache wieder abziehen wird. So spricht ja auch ungefähr der „Kladderadatsch“ in seiner letzten Nummer.

Man hört jetzt Näheres über die Heftigkeit der Szene, die am Freitag, den 7. Dezember, bei Gelegenheit der Verabschiedung der französischen Offiziere im Vatikan gespielt hat.

Montebello hat begonnen: „Très Saint-Père! En venant pour la dernière fois demander Votre Sainte bénédiction et déposer mes hommages aux pieds de Votre Sainteté, je ne puis cacher ma profonde émotion. Il y a des circonstances telles que la tristesse inséparable des adieux se change en une véritable douleur. Cependant il me reste une consolation. C'est que l'Empereur, fidèle à ses engagements, retire son drapeau, mais laisse son appui moral au Saint-Siège. Puisse le temps apaiser les passions, calmer les douleurs et inspirer à tous un esprit de conciliation qui assure au Saint-Siège l'indépendance et la sécurité nécessaires pour maintenir son influence spirituelle sur tout l'univers! Tels sont les vœux sincères et les expressions de la plus vive reconnais-

sance que je dépose aux pieds de Votre Sainteté en lui demandant sa Sainte bénédiction.“

Wenn man nun erwägt, daß im gegenwärtigen Moment der militärische Vertreter Napoleons dem Papste vom „appui moral“ spricht und dann auch seine Wünsche speziell für die „influence spirituelle“ des Heiligen Vaters, und zwar nur für diese, losläßt, so begreift man wohl, daß letzterer innerlich schäumen mochte. Seine Antwort war:

„Votre drapeau était parti de France pour venir restaurer le Saint-Siège. A son départ il fut accompagné des vœux unanimes de la nation (nach andrer Lesart: de tous les honnêtes gens). Votre drapeau retourne en France; je crois que bien des consciences n'en seront pas satisfaites. Je désire qu'il soit reçu de la même manière qu'il est parti. Cependant j'en doute. Des inquiétudes se font jour et j'en crains les conséquences. Il ne faut pas se faire illusion: je l'ai déjà dit à vos compagnons d'armes (einige Tage früher, als die Offiziere des ersten abziehenden Regiments bei ihm waren); la révolution viendra bientôt jusqu'aux portes de Rome. On a dit que l'Italie était faite; non, elle n'est pas faite, et si elle existe telle qu'elle est, c'est parce qu'existe ce lambeau de terre où je me trouve. Lorsqu'il n'existera plus, le drapeau révolutionnaire flottera sur la capitale.

Saint-Augustin se trouvait dans Hippone dont il était évêque, pendant qu'une armée de barbares, pareille à une armée révolutionnaire, assiégeait la ville et forçait ses milices à réfléchir aux maux qu'elles causeraient si elles pénétraient dans la cité. Alors le grand évêque dit: Je désire mourir pour ne point voir les dévastations. Je suis comme l'évêque d'Hippone. Pour me rassurer, on essaie de me persuader que Rome, par sa position, ne peut être la capitale de l'Italie. Je suis tranquille, parce que j'ai foi en cette grande puissance, la puissance divine qui . . . (lange Pause, dann endlich mit gen Himmel gehobenen Händen) qui ne m'aban-

278

donnera pas. Retournez donc en France avec ma bénédiction et mon amour paternel. Témoinnez-les à tous vos amis, à toutes vos familles. Que ceux qui peuvent approcher l'Empereur lui disent que je prie pour lui et pour les siens, pour que Dieu — puisqu'il est souffrant — lui donne une parfaite santé. Et comme il se trouve, ainsi qu'on l'écrit, fort agité, je prie Dieu qu'il lui donne la tranquillité dont il a si grand besoin. Je prie comme chrétien et comme „sacerdote“; mais pour que la prière du „sacerdote“ soit efficace, il faut que celui pour lequel le „sacerdote“ prie, de son côté fasse quelque chose. La France est la fille aînée de l'Eglise; mais il ne suffit pas de porter des titres; il faut les justifier par des actes. — Enfin je vous dis adieu et je vous donne avec regret pour la dernière fois ma bénédiction.“

Man sieht der ganzen Rede an, daß der würdige alte Herr sich in eine immer größere Aufregung hineingesprochen hat, von der er aber nicht gut geleitet war. Denn seit zwei Jahren hat Louis ihm sagen lassen, daß er mit seinen Truppen abziehen werde — und jedesmal hat Pius von oben herunter geantwortet: sie möchten nur abziehen; und nun, da es Ernst wird, nun schilt er über die heimtückische Politik.

Wohl hätte ich Montebellos Gesicht sehen mögen bei diesen pontificalen Herzensergießungen. Es mag von Minute zu Minute länger geworden sein, da — nebenbei bemerkt — in seinem Kopf die Intelligenz nur einen ganz kleinen, bescheidenen Winkel einnimmt. Mir ist er besonders dadurch merkwürdig, daß er gerne ganz Preußen mit Haut und Haaren verschlingen möchte. Diese Feindschaft gegen Preußen datiert vom Jahre 1831, wo er als Anhänger der polnischen Sache in die dortige Armee trat, dann mit einem geschlagenen Korps über die Grenze nach Schlesien flüchten mußte und während sechs Monaten in Breslau gewissermaßen gefangen gehalten wurde. Den diesjährigen Krieg Österreichs und Süddeutschlands gegen Preußen sah Montebello daher mit wahrer Wonne ausbrechen,

weil er nicht glaubte, daß die preussische Armee mit ihrer Landwehr einem solchen Kampf gewachsen sei. Anfang Juni traf ich ihn abends bei der Gräfin Malatesta, wo sich noch verschiedene andere Personen befanden. Die Rede kam natürlich bald auf den Krieg. Montebello hielt einen großen Vortrag über die Tüchtigkeit der Österreicher, bemerkte dabei, daß er auch die preussische Armee hochstelle, daß die Übermacht der mit Süddeutschland vereinigten Österreicher aber zu groß und unsere Landwehr nicht kampfgelübt sei. Es wäre ihm passiert, daß in einem Gasthof in Ems eines Morgens der Kellner zu ihm gekommen, um ihm zu melden, daß er auf vier Wochen das Hotel verlassen und Landwehrübungen mitmachen müsse. Solche Leute, meinte Montebello, könnten nicht gutes Material für einen Krieg liefern. Ich erwiderte ihm nur: „Mon général, j'ose vous rappeler qu'à Düppel votre compatriote, le Comte de Clermont-Tonnerre a versé de chaudes larmes d'admiration lorsqu'il a vu le calme et la bravoure avec lesquels nos jeunes soldats se sont lancés contre l'ennemi qui se trouvait si bien et si sûr derrière ses remparts.“ — Vier Wochen später, als Montebello bereits seine Urlaubsreise angetreten, sprach die ganze Welt nur von Nachod und Königgrätz; und die Personen, die an jenem Juniabend bei der Gräfin Malatesta vereinigt waren, gedachten der hohen Worte des Herrn Generals. Als dieser im Herbst hierher zurückgekehrt war, sah ich ihn eines Tages auf der Straße. Da der Mann im übrigen stets freundlich ist und ich bei ihm verkehre, ging ich auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Er war sichtlich verlegen und wußte mir nicht viel zu sagen. Ich merkte, daß ihm Sadowa ganz gräßlich in den Magen gefahren war. Jetzt sagt er nun allen Leuten: „Voyez-vous que le système militaire de la Prusse ne vaut rien?“ Und wenn ihm dann in höchster Verwunderung ein langgezogenes „Comment?“ ins Gesicht geschleudert wird, so lautet seine Antwort: „Parce que la France ne veut pas introduire ce

systeme prussien.“ — Das ist denn doch die Quintessenz von patriotischem Hochmut. Er träumt jetzt nur Krieg und Schlachten mit der Landwehr und hofft, Gouverneur von Berlin zu werden. —

Ich höre eben, daß die Engländer in Florenz die Erhaltung des Klosters auf Monte Cassino, welche in Frage gestellt war, durchgesetzt haben. Es soll fortan figurieren als „Etablissement einer Privatgesellschaft, welche sich Benediktiner nennt“.

Man wünscht nun auch das wunderschöne Assisi erhalten zu sehen.

Rom, 19. Dezember 1866.

Vorgestern ist Montebello mit Sack und Pack abgezogen; das heißt also, daß an eine Reise der Kaiserin nicht mehr zu denken ist. Ich hätte meinen alten Freund Louis wirklich nicht wieder erkannt, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seiner Holden diese Grille zu vertreiben.

23. Dezember.

Die Stadt wimmelte gestern wieder von Gerüchten aller Art über die nahe bevorstehende Ankunft der Kaiserin. Bei einem hiesigen Wagenvermieter wurden Pferde, Karossen und Livreen für Eugenie in Bereitschaft gesetzt; der Haushofmeister des Grafen Sartiges erzählte jedem, der es hören wollte, daß er im Palazzo Colonna, dem französischen Botschaftshotel, mit dem Einrichten der Gemächer für die hohe Frau beschäftigt sei. Verschiedene Personen behaupteten, den Inhalt des Telegramms zu kennen, durch welches Sartiges von der bevorstehenden Abreise der Kaiserin unterrichtet sei.

Alter Louis! solltest du wirklich schwach geworden sein? Aber ich glaube die Geschichte auch heute noch nicht. Louis spielt wieder mit dem Vatikan Komödie, wie er ihn die letzten Wochen vor der Zurückziehung seiner Truppen gesoppt hat. Damals lief Montebello in höchster Vereiztheit in allen hiesigen Salons herum, weil — wie er sagte — der definitive

Befehl zum Abmarsch der französischen Garnison auf sich warten ließ. Und die Priester waren so töricht, auf dies Spiel einzugehen und sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Trikolore sie nicht verlassen würde. Damals lag dem Kaiser alles daran, vorderhand bis zum 15. Dezember, den Papst in Rom, und Rom selbst ruhig zu erhalten, damit Viktor Emanuel an diesem 15. Dezember in seiner Erfrischungsrede den italienischen Kammern eine beschwichtigende Phrase hinsichtlich Roms aufstischen konnte. — Jetzt steht nun wieder die Eröffnung eines Landtags bevor, nämlich des französischen am 15. Januar. Wenn bis dahin Rom nicht ruhig bleibt oder Pio IX. Miene machen sollte, abzuziehen — so ist Louis sehr blamiert, und die Opposition würde ihm durch Thiers und durch den ganzen gallischen Episkopat furchtbare Dinge sagen lassen. Das muß sorgfältig vermieden werden, und Louis legt zwei sehr schlaue Minen. Auf der einen Seite sagt er dem päpstlichen Nuntius, dem Monsignor Don Flavio Chigi viermal die Woche, daß er bei der ersten Unruhe in Rom sofort mit seinen soeben abmarschierten Truppen wieder eintreffen werde. Chigi telegraphiert das brühwarm hierher, und der Vatikan gewinnt wieder seine alte Sorglosigkeit; Louis aber lacht sich ins Fäustchen und wartet ab.

Andererseits muß aber auch auf die Römer eingewirkt und diesen guten Leuten Stoff zum Schwagen und Kannegießern geliefert werden. Zu dem Ende muß die treue Gattin Eugenie in Aktion treten. Ihr Wunsch, nach Rom zu pilgern, ist alt, und diese Geschichte wird nun aus der Rumpelkammer hervorgezogen und in wirklich meisterhafter Weise ausstaffiert, so daß alle europäischen Telegraphisten, Zeitungsschreiber, die Eisenbahnbeamten von Paris bis Marseille, die Schiffer in Marseille und die Bahnwärter von Civita bis Rom an die Fabel glauben und fortgesetzt in fieberhafter Aufregung leben, welche übrigens der größte Teil der Diplomaten mit ihnen teilt. Vielleicht denkt Eugenie im innersten Herzen gar nicht an die Römerfahrt, und alle die Lamentationen und angeblichen Szenen mit Louis

und den Ministern in Compiègne waren bestellte Arbeit, um die Cancans zu vermehren, durch welche auf Rom gewirkt werden soll.

Es ist fast unglaublich, welche Manöver angestellt sind, um in die Thronrede Viktor Emanuels eine für den Papst günstige Phrase einzuschmuggeln. Himmel und Erde sind in Bewegung gesetzt. Fleury nämlich telegraphierte eines Morgens von Florenz nach Paris, daß Viktor Emanuel eine Art Entsagung auf Rom in der Thronrede aussprechen wolle, wenn der Papst sich geneigt zeigen sollte, sieben Propositionen anzunehmen: Einigung mit Italien in Bezug auf Zölle, Finanzen und konsularische Vertretung, Hebung des municipalen Elements in den römischen Städten, Freizügigkeit für die Römer zum Eintritt in den italienischen Militär- und Zivildienst; Hebung der Justizpflege im Kirchenstaat. Louis und Eugenie fassen das lebhaft auf. Eugenie schreibt an Metternich ein duftendes Billet, damit er Thigi für den Plan gewinnt und durch diesen auf den Vatikan einwirken läßt. Armand, der französische Geschäftsträger, erhält telegraphischen Befehl, sich zum Papst zu verfügen und diesem die sieben Punkte vorzulegen. Armand wirft sich in Uniform, tritt vor Pio IX., fällt aber bei Seiner Heiligkeit und noch mehr bei Antonelli gründlich ab. Infolge dieser mißglückten Campagne hat die römische Phrase in der Thronrede eine Oktave tiefer gesetzt werden müssen.

Inzwischen ist Rom ruhig, und das Staunen über diese Ruhe ist allgemein. Auch nicht der leiseste Konflikt kommt hier oder in den Provinzen vor, obgleich der Übermut der Zuaven mit jedem Tage verletzender für die Bürger und selbst für die anderen päpstlichen Truppen wird, die sich von vornherein zurückgesetzt fühlten, weil man nicht ihnen, sondern den Fremden die Engelsburg anvertraut hat! Das kann einmal späterhin zu unangenehmen Auftritten führen; einstweilen wird aber die Ordnung nicht gestört. Nun hat die päpstliche Regierung sogar 2 Millionen blanke Francs bekommen, zu

deren Zahlung Italien infolge des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages verpflichtet war, weil ersteres die päpstliche Schuld, die auf den annektierten, einst kirchenstaatlichen Provinzen haftete, übernehmen mußte. Dabei setzt Tonello seine Verhandlungen über die kirchlichen Fragen fort, und das hiesige geheime Nationalkomitee hat am 14. Dezember eine Proklamation losgelassen, die sehr bombastisch ist, aber krampfhaft zur Ruhe ermahnt. Das Jahr 1866 bleibt bis zum Ende reich an Überraschungen, und der Herzog von Fiano kann ganz ungestört den Reis und die Würste verspeisen, die er in der sicheren Furcht vor Massacres in den Straßen Roms angekauft hatte.

Nur in dem kleinen Kreise der hiesigen Botschafter hat es dieser Tage heftig gegärt. Es handelte sich wieder um eine höchst wichtige Etikettenfrage, welche der sonst sehr gemüthliche, in derartigen Fragen aber peinlich empfindliche Sartiges aufgeworfen hatte.

Vor zwei Jahren verließ uns nämlich der portugiesische Botschafter Herzog von Saldanha, um nach Lissabon zu gehn, von wo er nicht wieder nach Rom zurückzukehren beabsichtigte. Er machte damals feierliche Abschiedsbefuche und behauptete, daß er sein formelles Abberufungsschreiben in der Tasche habe. — Inzwischen ging auch Bach ab, und Sartiges, der bisher dem Rangalter nach hinter Saldanha und Bach gestanden, wurde auf diese Art Doyen des hohen diplomatischen Korps. — Plötzlich trifft vor vier Wochen Saldanha hier wieder ein; es stellt sich heraus, daß er sein Abberufungsschreiben bei seinem Weggang von Rom freilich in Händen gehabt, daselbe aber nicht abgegeben hat, folglich immer Botschafter in Rom geblieben ist. Das ist allen sonnenklar, und die beiden inzwischen hier neu eingetroffenen Botschafter Oesterreichs und Spaniens räumen ihm ohne weiteres die Berechtigung ein, ihr Doyen zu werden. Dagegen sträubt sich aber Sartiges mit Händen und Füßen; er spricht zu Saldanha: „Du hast dich bei deiner Abreise von Rom so benommen, als seist du damals abberufen;

dadurch hast du die Doyenneté verscherzt; ich bleibe der Führer meiner geliebten Diplomaten und weiche nicht.“ Solchen gallischen Unverstand will jedoch der stolze lusitanische Herzog mit nichten anerkennen: vor einem Sartiges kann ein Saldanha nicht einen Zoll weichen — ein Saldanha, bei dessen Namen einst ganz Portugal zitterte; er, der unzählige Militäremeuten geleitet und sich dadurch in Lissabon solchen Respekt verschafft hat, daß man ihn mit 60 000 Studi Gehalt in Rom als Botschafter kalt stellte — ein Saldanha, der nach einer glücklich unterdrückten Emeute dem jungen portugiesischen König die Generalepauletten abknöpfte und sie sich selbst mit den Worten anlegte: daß sie ihm, nicht Seiner Majestät gebührten!

Ein solcher Mann war nicht gewillt, vor dem hageren Sartiges die Segel zu streichen. — Aber zwei Doyens kann das Diplomatenkorps nicht brauchen. Die Sache mußte daher in irgendeiner Weise ausgeglichen werden. Die beiden streitenden Parteien entschlossen sich, die Frage vor den Areopag der Botschafter zu bringen.

Es war am Dienstag den 18. Dezember des Jahres 1866 nachmittags um die vierte Stunde, als der große k. k. Österreichische Botschafter Baron Hübner in seinem Palazzo di Venezia sinnend auf und ab ging. Tiefe Gedanken durchzogen seinen Kopf. Denn er erwartete bei sich die Botschafter Frankreichs, Spaniens und Portugals, die mit ihm entscheiden sollten, wer da größer sei, Sartiges oder Saldanha. Und als vom nahen Jesuitenkirchturm die Uhr vier und ein Viertel geschlagen hatte, da rollten die Karossen der drei Mächtigen durch das hohe Portal, und die beiden Löwen des Papstes Paul II., des Erbauers des Palastes, die am Eingang Wache halten, sahen verwundert die Karossiers vorüberstampfen. Und die Jäger sprangen herab von den Rutschböcken, und es öffneten sich die Wagenschläge, und gemessenen Schrittes stiegen die drei Mächtigen die breite Palasttreppe hinan.

Nachdem nun aber das Botschafterquadrilatere zusammengetreten war, ist es baldigst wieder auseinandergegangen. Denn Sartiges Ansichten wurden für einen dicken Irrtum erklärt, und feierlichst haben Austria und Hispania in Gegenwart des imperialistischen Galliers dem Portugiesen als ihrem richtigen Doyen gehuldigt.

Mit solchen heiteren Scherzen vertreibt sich das Völklein der Diplomaten seine Zeit, angesichts der riesigen römischen Weltfrage, die immer dringender eine Entscheidung fordert. Und während die Geschichte so gewaltig tobend mit diesen Herren dahinrauscht, rasselnd und saufend wie der Eilzug durch den Tunnel, verschließt sich der Diplomat gewöhnlichen Kalibers so viel wie möglich diesem ungemütlichen Treiben und sucht noch heute seine Befriedigung in der Ergründung aller der geheimnisvollen Fragen der Etikette, des Ceremoniells, der Carriere und des Abancements, wie weiland im idyllischen Zeitalter der Restauration, als man Anno 1820 schrieb. —

Von Petersburg bis Rom braucht man jetzt, wenn alles klappt, nur noch $4\frac{1}{2}$ Tag. Einer meiner Bekannten, ein Graf Bobrinsky, hat vorige Woche diese Fahrt gemacht. Mittwoch abend von Petersburg abgereist, Freitag früh in Warschau, sofort Zug nach Wien genommen, dort Sonnabend früh 5 Uhr angelangt; eine Stunde später Schnellzug nach Venedig (Mestre), dann Padua, Bologna und Montag früh hier. Wenn die Welt so weiter rast, müssen die Herren Botschafter und Gesandten die Ohren ganz gewaltig spizen, um nicht das Verständnis für die neue Zeit zu verlieren!

Rom, Freitag 28. Dezember 1866.

Pio Nono hat sich während dieser Festzeit wieder recht vernehmlich hören lassen. Am Weihnachtstag war das Cardinalscolleg bei ihm zur Beglückwünschung und hat von ihm etwa folgendes vernommen: „Der gegenwärtige Augenblick ist ein recht trüber. Ich lebe aber der Hoffnung, daß nicht noch

schwerere Prüfungen an uns herantreten werden. — Wir verehren so viele Märtyrer der vergangenen Jahrhunderte; wir brauchen aber nicht allein auf die frühere Zeit zurückzugehen, denn auch die Gegenwart hat ihre Märtyrer. So habe ich gerade heute morgen einen Brief erhalten von unserm Bischof, der unlängst in Korea den Glaubenstod erlitten und noch kurz vor seinem qualvollen Ende Zeit und Gelegenheit gefunden hat, einige Abschiedsworte an mich zu richten. Man spricht mir in dieser schweren Zeit so viel von unseren Freunden. Die einen derselben nähern sich uns mit schönen Versprechungen; diesen rufe ich zu: „Hebe dich weg von mir, Satanas (Louis), denn du bist mir ärgerlich“. Die anderen machen uns Friedensvorschläge; aber die Olivenzweige sind nicht rein, ich sehe das Gift, welches an den Blättern hängt.“

Gestern hat er das Offizierkorps seiner Armee zur Gratulation zugelassen. Der Kriegsminister General Kanzler hat das Wort geführt und den Papst versichert, daß er sich auf die Treue, Hingebung und Wachsamkeit (Vigilanza) der Truppen verlassen könne. An die „Vigilanza“ hat dann der Papst angeknüpft und ihnen diese ganz besonders empfohlen, da dieselbe vielleicht sehr bald auf die Probe gestellt werde. „Ich will euch“ — hat er gesagt — „ein Beispiel erzählen, was noch nicht 48 Stunden alt ist. Da ist in Viterbo ein ganz gefährlicher Mensch arretiert worden, namens Montenegro, der schon 1849 als Postmeister in Viterbo sehr tätig für die Revolution gewesen ist. Bei ihm hat man Brieffschaften von seinen Genossen von jenseits der Grenze gefunden, die ihm alle dringend anempfehlen, sich noch vier Wochen ruhig zu verhalten, denn noch seien sie nicht gehörig vorbereitet; noch brauchten sie vier Wochen. Also dann wird die Bewegung beginnen; darum seid wachsam!“ . . .

Den Staatsrat Tonello hat er auch etwas angefahren, als dieser ihm bei seiner ersten Audienz (am 15. Dezember) einen Brief des Königs Viktor Emanuel überreicht hat. Der Ein-

gang dieses Schreibens besagte, daß der König den Herrn Tonello abgesandt habe, weil Seine Heiligkeit den Wunsch geäußert, die kirchlichen Unterhandlungen mit Italien wieder aufzunehmen. Nachdem der Papst den Brief geöffnet und diese Worte gelesen, hat er innegehalten und geäußert: „Das fängt gleich mit einer Unwahrheit an (*questo comincia con una bugia*)! Solchen Wunsch habe ich nie verlauten lassen.“ Im übrigen ist er mit Tonello freundlich gewesen, hat mit ihm, wie er es gerne tut, seine kleinen Wize gemacht und sich so benommen, daß man Hoffnung zu einer Verständigung zwischen Rom und Florenz schöpft. Und das ist denn auch schließlich die einzige Manier, um denjenigen Teil des weltlichen Papsttums, welcher überhaupt noch haltbar ist, vor dem Untergang zu retten. Und es ist ferner historisch ganz richtig, daß diese ganze Wäsche en famille zwischen Papst und Italien ohne Zutun fremder Helfershelfer gewaschen wird. Denn das Papsttum hat sich im Lauf der Zeiten aus einer ursprünglich katholischen, d. h. die Welt umfassenden, Institution zu einer speziell italienisch-römischen verpuppt, hat alles Nichtitalienische von sich abgestreift und zu den höchsten Kirchenämtern nur Italiener zugelassen. Noch bis zum zwölften Jahrhundert kommen Deutsche, Franzosen und Spanier auf den päpstlichen Thron. Aber mit der Rückkehr der Päpste aus dem Exil zu Avignon verschwinden die fremden Namen in der Papstliste. Derjenige, welcher diese Rückkehr von Avignon nach Rom bewirkte, Gregor XI., war noch auf französischem Boden geboren; er hieß Roger de Beaufort. Nach ihm hat kein Franzose wieder die Tiara getragen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traten dann noch die beiden spanischen Borgias als Calixt III. und Alexander VI. auf, und im Jahre 1522 wird der unschuldige Niederländer Hadrian Florent als Hadrian VI. auf den päpstlichen Thron gebracht, weil er der Erzieher Karls V. gewesen und dieser seine Ernennung verlangt hatte. Von da an ist aber der Vatikan nur von

Italienern bewohnt gewesen, was denn auch der Grund ist, weshalb hier allmählich alles tiefere Verständniß für die nicht-italienische Katholizität abhanden gekommen ist. Pius IX. hat in Antonelli einen Staatssekretär, der außerhalb der Grenzen des Kirchenstaates nur Gaëta kennen gelernt hat und doch mit allen fremden Mächten verhandeln soll, von denen er gerade so unklare Anschauungen hat, wie unsereins vom chinesischen Reich. Seit zwei Jahrhunderten schon gilt hier stillschweigend das Prinzip, keine Ausländer „in curia“ zuzulassen, damit der päpstliche Hof und das in Rom ansässige Kardinalskolleg ihren italienischen, allein seligmachenden Stempel nicht verlieren. Kardinal Reisch, Villecourt, Pitra und Hohenlohe sind, weil es gar nicht anders ging, gewissermaßen eingeschmuggelt, wie auch Talbot und Mérode päpstlicher als der Papst sind, und sich dadurch Unrecht auf Zulassung erzwungen haben. Als ich einmal Lichnowsky fragte, ob es nicht im Interesse der katholischen Kirche läge, alle Nationen im hiesigen Kardinalskolleg vertreten zu lassen, antwortete er mir, diese Theorie sei unausführbar, da ein Fremder niemals etwas in Rom durchsetzen werde, sondern stets in den italienischen Gewässern mit herumswimmen müsse, wenn er sich hier eine einflußreiche Stellung sichern wolle. Das erklärt, warum die ganze römische Kirche einen ausschließlich italienischen Zugschnitt hat. Diese Schattenseite räumen die hier ankommenden fremden Katholiken den Regern niemals offen ein, es ist ihnen aber doch anzumerken, daß sie sich in Rom nicht so recht katholisch, sondern fremd fühlen. Der gute Hohenlohe kann mit seinem germanischen Blut hier auch nicht sehr aufkommen, er fühlt sich allein, und Lichnowsky klagte auch alle Augenblicke darüber, daß man ihn als „Ausländer“ betrachte. Kurz, die vielgepriesene allgemeine Uniformität der katholischen Kirche ist ein Luftgebilde. Die Messe wird freilich in Paris, Brüssel, Madrid und in der Hedwigskirche ganz ebenso gelesen wie in Rom, aber die Geister, die in den germanischen, gallischen,

iberischen und slawischen Katholiken stecken, sind verschiedenartig und anders organisiert, als die römischen Geister. Das wird hier niemals eingeräumt, aber Pio Rono selbst klagt oft, wie Bach mir gesagt, z. B. über die österreichischen Katholiken, über die bayerischen Döllingerianer u. a., die nach seinem pontificalen Gefühl sich nicht viel von den Protestanten unterscheiden. Das sagte mir aber auch neulich ein guter österreichischer Katholik, daß, wenn man sich mit Viktor Emanuel vereinigt, ein Schisma entstehen und die Bildung von Nationalkirchen herbeiführen könnte. —

Bei der allgemeinen Ruhe, die sich über Rom gelagert hat, scheinen auch König Franz und Maria von Neapel die Reiselust verloren zu haben. Vor einigen Wochen, als Fiano seine Würste einkaufte und viele Monsignori ihre Koffer packten, herrschte im Palazzo Farnese die Absicht, in die Schweiz zu gehen. Jetzt ist dort alles wieder ruhig.